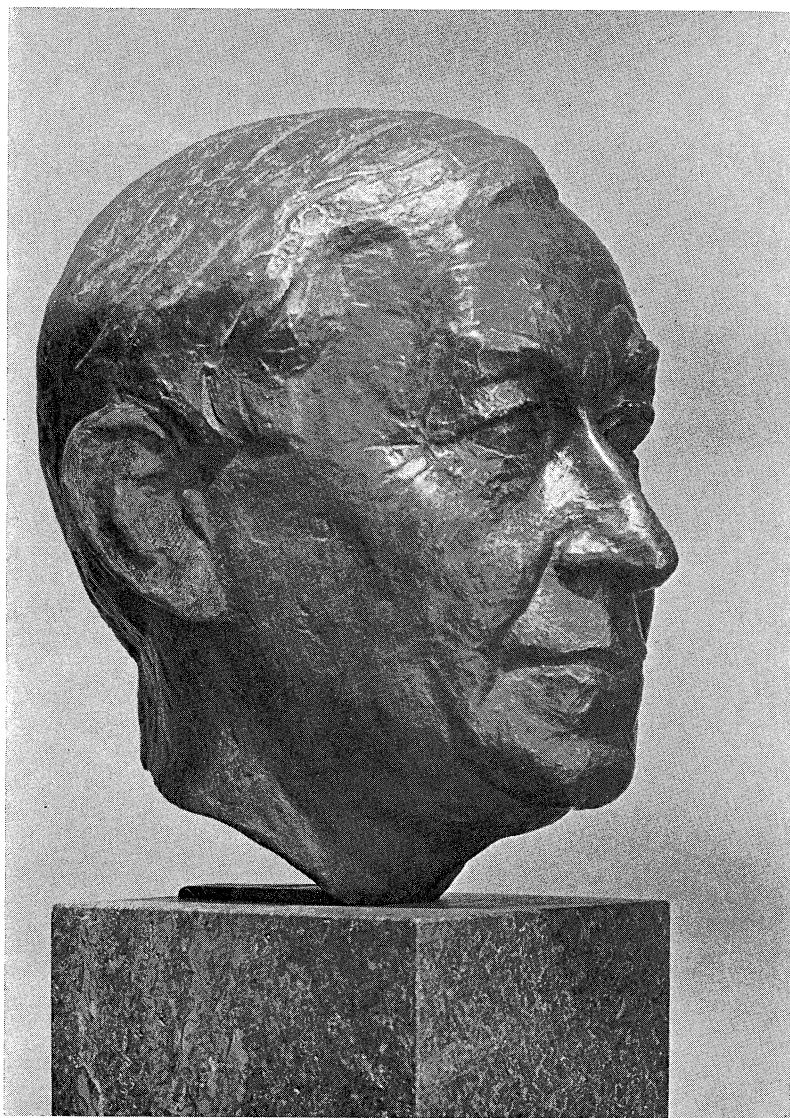


INHALT

Der Bildhauer Walter Volland / <i>Gustav H. Piehler</i>	8
Fritz Reuter und die Familie Dr. Friedrich Jenning / <i>Studienrat a. D. Ernst Kästly, Freiburg/Br.</i>	11
Wossidlo — Wie ihn keiner kennt / <i>Irmgard v. Zerßen</i>	20
Der „König Oedipus“ des Sophokles. Versuch einer Gesamtwürdigung / <i>Oberstudiendirektor a. D. Walter Sauter</i>	27
Mikrokosmos, Umwelt und Makrokosmos. Das heutige Weltbild der Physik (II) / <i>Prof. Dr. Hans Siegfried Plendl</i>	29
Essay über Frank Wedekinds Drama Erdgeist / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	37
Unvergessene Dorothea Schlözer / <i>Adele W. Schacke</i>	40
Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg / <i>Prof. Dr. F. Scheven</i>	43
175 Jahre Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft. — Festansprache / <i>Dr. jur. Hermann Stech</i>	46
Dank an Onkel / <i>Dr. Paul Weiglin</i>	55
Beiträge zum Neustrelitzer Theater (5) / <i>Annalise Wagner</i>	58
Wat's dat? / <i>August Seemann</i>	67
Gedanken der Nacht / <i>G. H. Piehler</i>	68
Bücher und Buchbesprechungen	69
Uns' plattdütsch Eck	71
Sitzungsbericht des Großherzogl. Amtsgerichts Neustrelitz vom 16. Januar 1897	74
Das großherzogliche Theater in Neustrelitz zu Zeiten des Großherzogpaares Friedrich Wilhelm und Augusta Carolina / <i>Werner Rust</i>	81
Hermann Teuchert † / <i>Prof. Dr. Heinrich Wesche</i>	82



*Dr. Harald Thulin, Hyltebruk-Schweden
Bronze 1954
Walter Volland*



Reiher

Walter Volland

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



38. Jg. - Nr. 62

Göttingen

Frühjahr 1972

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 12,— DM

Im Auftrage der Carolinerschaf herausgegeben

von

Landesozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbecker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landesozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten

Gebr. Wurm KG, Göttingen

Vorwort

Mit dem Heft Nr. 60/61 dieser Zeitschrift hat sich der Herausgeber, unser verehrter Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler, von seinen Freunden, Lesern und Autoren verabschiedet und die Caroliner und Freunde gebeten, uns als den neuen Herausgebern Ihr Vertrauen entgegenzubringen. Um dieses Vertrauen, das uns die Carolinerschaft als Trägerin dieser historisch-literarischen Zeitschrift beim nächstjährigen Treffen in Marburg bestätigen möge, werden wir uns bemühen. Wir sind uns dabei der Verpflichtung bewußt, die der geistige Standort und die Tradition dieser weit über ihren Ursprungsbereich hinausgewachsenen Zeitschrift uns auferlegen.

Die Herausgabe des nun vorliegenden Heftes, an dem Herr Piehler noch mitgearbeitet hat, verbinden wir mit unserem herzlichen Dank für sein jahrzehntelanges Schaffen, in dem sich sein Lebenswerk wahrhaft erfüllte! Er hat dem Carolinum, das sich in 150 Jahren zu einer bedeutenden Kulturstätte unserer Mecklenburgischen Heimat entwickelt hatte, einen beachtlichen Platz im gesamtdeutschen Geschichtsbild gesichert. Die von ihm seit der Wiedergründung der Carolinerschaft anlässlich des ersten Marburger Treffens 1956 in deren Auftrag herausgegebenen Hefte haben in hervorragender Weise dazu beigetragen, den Zusammenhalt zu wahren und das Kulturerbe unserer Heimat als wertvollen Bestandteil unserer deutschen und europäischen Gesamtkultur zu erhalten und unverfälscht weiter zu vermitteln. Dafür danken wir ihm im Namen der Carolinerschaft und aller uns verbundenen Mecklenburger!

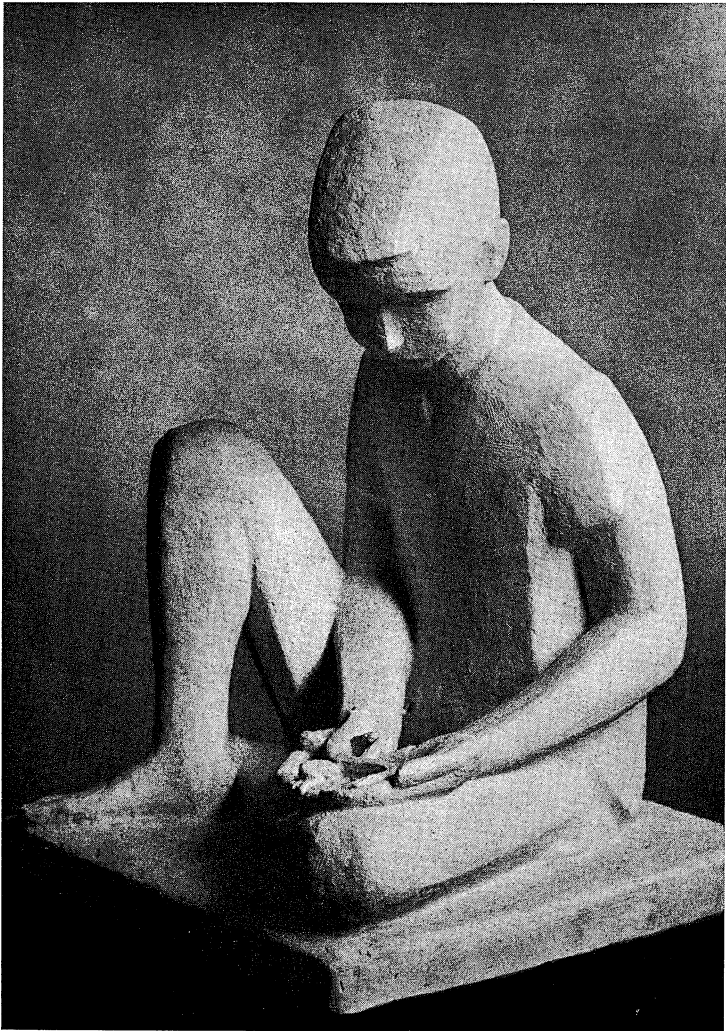
Peter Heitmann

Dr. Walter Lehmbecker

Der Bildhauer Walter Volland

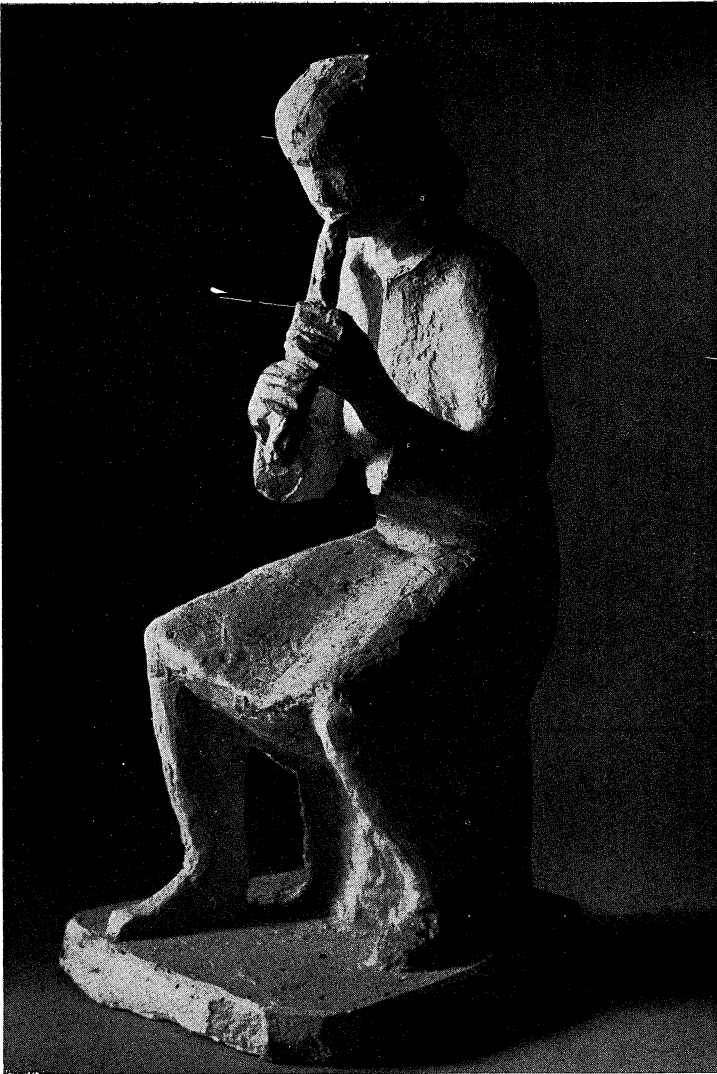
Von Gustav H. Piehler

Schon seit längerer Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, dem zum Ring der Freunde des „Carolinum“ gehörenden Bildhauer Walter Volland einen größeren Raum in unserer Zeitschrift zu widmen. Durch einen anderen Künstler, der hier in Göttingen lebte, lernten wir ihn kennen. Es war der Maler Engelhardt-Kyffhäuser, von dem wir zu seinen Lebzeiten — er starb 1965 — wiederholt Bilder veröffentlichten, so die „Märchenerzähler“ und das ganzseitige Bild „Der Blinde“ in Heft 30.



Knabe mit Salamander

Walter Volland



Flötenspielerin

Walter Volland

Auch von den Werken Walter Vollands haben wir eine Anzahl wiedergegeben, so in Heft 30 die knieende Frauengestalt mit der Unterschrift „1945“. Edler und mit noch stärkerer Aussagekraft kann wohl eine Skulptur kaum wirken. Auch der Kopf von „Max Drischner“ und Vollands „Knabekopf“ zeugen von dem verinnerlichten Wesen des Künstlers. In Heft 44 haben wir seine „Reiher“ kennengelernt, eine Gruppe zu Dritt, welche uns die erstaunliche Vielfalt seiner Kunst so recht vor Augen führt. Im gleichen Heft finden wir noch den Kopf des weltberühmten Arztes „Albert Schweitzer“.

Aber vom Leben und Schicksal dieses Künstlers haben wir bisher noch nichts vernommen. Walter Volland stammt aus Greiffenberg in Schlesien, wo seine Eltern das Haus der Vollands, das sich seit 1798 im Besitz der Familie befand, 1947 verlassen

mußten. W. Volland wurde 1898 geboren. Nach der Ausbildung auf der Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn im Riesengebirge war er bis zum Jahr 1922 in Bildhauerwerkstätten tätig, insbesondere in Würzburg, Nürnberg, Bremen und München. Dann wurde er Leiter einer Bildhauerklassen an der berühmten Meisterschule für Holzbildhauer in Bad Warmbrunn in Schlesien. Nach dem 2. Weltkrieg lebte er als freischaffender Künstler in der alten Kaiserstadt Goslar, der Heimat seiner Gattin. Er arbeitet in Stein wie in Holz und Bronze und schafft auch Terrakotten. Daß sein Werk in der Heimat wurzelt, ist nur naturgemäß, aber ebenso natürlich ist es, daß er als schöpferischer Künstler weit darüber hinausgewachsen ist. W. Volland hat eine Autobiographie geschrieben, die noch nicht veröffentlicht wurde, aber von der wir soviel wissen, daß er es schwer gehabt hat, das zu werden, was er geworden ist: Ein anerkannter und geachteter Künstler und Mensch. Das Letzte erscheint uns nicht unwichtig, denn wie häufig hört und erlebt man, daß der Erfolg zu Überheblichkeit führt. Daß vornehmlich einem Künstler von Kindheit an eine besondere Sensibilität zu eigen ist, dürfen wir als bekannt voraussetzen, hat aber mit Hochmut und Überheblichkeit nichts zu tun.

In zahlreichen Ausstellungen war Walter Volland vertreten. Für einen Knabenakt erhielt er den Kunstpreis der Stadt Breslau. Das Niedersächsische Kultusministerium in Hannover, das Goslarer Museum, das Städtische Museum in Oldenburg, die Stadtverwaltung Würzburg und Privatsammlungen in Berlin, München und anderen Städten erwarben Werke von ihm. Auch in Schweden wurden ihm mehrere Aufträge zuteil.

Der Verfasser dieser Zeilen hatte den Vorzug, den Künstler in Haus und Werkstatt zu erleben. Es ist ein beglückendes Ereignis, zu beobachten, wie er äußerlich gesehen mühelos schafft, und wie er den Werkstoff, ob Stein oder Holz oder Bronze, mit Überlegenheit beherrscht und behandelt. Ein eiserner Wille, jahrelange Arbeit an sich selbst und eine glückliche Hand waren die Voraussetzungen.

Neben all seiner Arbeit hat Walter Volland noch ein Jahrzehnt als Dozent an der Volkshochschule Goslar unterrichtet (Akt- und Porträtzeichnen) und war von 1950 bis 1970 Vorsitzender der Harzgruppe des Bundes bildender Künstler Nordwestdeutschlands.

Und nun verweisen wir den Leser auf die von uns dargebotenen Bilder seiner Werke. Wer den Künstler kennengelernt hat, seine Sprache hörte, seine ruhige natürliche Gelassenheit erlebte, der wird bei der Betrachtung seiner Werke verstehen, daß in fast allen seinen künstlerischen Arbeiten das Lyrische den Grundzug bildet. Das bedeutet aber auch gleichzeitig, daß Volland dem Monumentalen und Heroischen fernsteht und die Seele des Betrachters durch seine Innerlichkeit anspricht.

Wir schließen mit einem der Zeitschrift „Der Naturstein“ vom Juni 1970 entnommenen Wort von Professor Gerhard Marks:

„Das Kunstwerk muß ja so werden, wie der Mensch ist.“

Wir leben in drangvoller Gegenwart, und die Nachfolge Goethes ist für uns oft sehr viel schwerer, als seine milde Stimme erwarten ließe. Wo ers uns recht bequem zu machen scheint, da liegt oft eine besonders harte Nuß verborgen; wer erfuhr dies nicht? Wie angenehm klingt es, wenn er sagt, es komme im Leben auf das Leben selbst an, nicht auf irgendwelche Resultate, aber ein wie großes Ansinnen verbirgt sich in diesem Wort, und wie störend muß es manchem sein in einer Zeit, in der die Lebendigen für das wahre Leben keine Zeit mehr haben, in der sie nur immer wie auf Schlittschuhen darüber hingeleiten und ihm vorausseilen wollen, statt ihm sein herrlich Tiefes abzugewinnen!

Hans Carossa

Fritz Reuter und die Familie Dr. Friedrich Jenning

Nach vorliegenden Dokumenten bearbeitet von Ernst Kästly — Freiburg/Br.

Dr. jur. Friedrich Jenning, Rechtsanwalt und Notar, war in den Jahren 1840 bis 1845 Magistratsbeamter zu Stavenhagen und während dieser Zeit engster Mitarbeiter, ja, die rechte Hand des umsichtigen Bürgermeisters und Stadtrichters Johann Georg Reuter. Als Leiter der Stadtbuchbehörde und durch seine sonstige organisatorische Tüchtigkeit erwarb er sich bald das uneingeschränkte Vertrauen Reuters, der ihn schon als seinen künftigen juristischen Nachfolger ansah; denn sein eigener Sohn Fritz kam seit der Aufgabe des Rechtsstudiums in Heidelberg (1841) nun nicht mehr in Frage.

Urkundlich begegnet uns Dr. Jenning öfter als handelnde Amtsperson bei den Abschlüssen der Kaufverträge, bei Protokollen und bei den testamentarischen Willenserklärungen, die Bürgermeister Reuter vor seinem Ableben (22. 3. 1845) dem Magistrat zu Stavenhagen ausführlich und wohlbedacht schriftlich niederlegte.

Nur mit dem einfachen Namenszug „Jenning“ unterschrieben, seien hier u. a. drei Schriftstücke erwähnt:

1. Das Protokoll vom 3. 2. 1845: Kaufvertrag der Gebäude und Grundstücke Bürgermeisters Reuter an seine zweite Tochter Sophie, verheiratete Reuter, geb. Reuter, im Werte von 25 300 Thlr. und der damit behafteten Schulden von 14 207 Thlr. Die 83 Grundstücke umfaßten 5933 Quadratruten (8,5 ha) „Wohrland“ und 13 691 Quadratruten Brachland (19,5 ha).
2. Das Protokoll vom 21. 2. 1845: Protokoll, worin „der Herr Bürgermeister Reuter zur Registratur gab“, daß sein gesamtes lebendes und totes Inventar, also seine ganze Wirtschaft, für 4000 Thlr an seine Tochter Sophie übergehen soll und worin die finanzielle Regelung für seinen Sohn Fritz und seine erste Tochter Lisette schriftlich niedergelegt wird.
3. Das „endgültige“ Testament Bürgermeister Reuters: „Protokollum gehalten vor dem Magistrat zu Stavenhagen am 10. März 1845 in Gegenwart des Herrn Doctor Jenning und des Herrn Senators Höffke“ — —

Es ist wenig bekannt, daß Bürgermeister Reuter sein erstes Testament schon am 11. 8. 1832 abfaßte, zu einer Zeit, wo Fritz Reuter Student in Jena war!

Am 27. 2. 1844 übergibt er protokollarisch einen Nachtrag zu obigem Testament. Am 22. 2. 1845 reicht er ein neues Testament ein, und am 10. 3. 1845, zwölf Tage vor seinem Tode, übergibt er in völlig neuer Fassung persönlich in geistiger Frische der Magistratsbehörde das „endgültige“ Testament.

In § 9 dieser Willenserklärung wird urkundlich bestätigt, wie groß das freundschaftliche Vertrauensverhältnis Bürgermeister Reuters zu seinem Mitarbeiter und Stellvertreter Dr. Jenning war.

Dort heißt es wörtlich: „Zum Executor meines Testamentes ernenne ich hiedurch den Herrn Doctor Jenning hieselbst, indem ich zu der Freundschaft, welche er für mich und meine Kinder hegt, das Vertrauen habe, daß er für das Wohl der Letzteren nach bestem Wissen und Gewissen Sorge tragen wird. Ich gebe meinem Herrn Executor hiedurch Macht, nach Vorschrift meines Testaments mit meinem Vermögen unbeschränkt zu verfahren, namentlich auch meiner Tochter Sophie die ihr verkauften Grundstücke vor der betreffenden Stadtbuch- und Hypotheken-Behörde aufzulassen, eventualiter auch Capitalien zu erheben, darüber zu quittieren und Forderungen zu cediren. Auch soll der Herr Dr. Jenning berechtigt sein, Jemanden für sich mit

Zustimmung meiner beiden Töchter zu substituieren und sich einen Nachfolger zu wählen.“ ...

Daß Dr. Jenning später (am 25. 9. 1850) noch der Schwiegersohn seines verehrten Bürgermeisters Reuter werden sollte, haben beide zur Zeit der Abfassung des endgültigen Testaments nicht geahnt, nicht ahnen können, da Dr. Jenning seit April 1840 mit Friedericke Timm verheiratet war und freundschaftlich im Brauhaus der dem Bürgermeister gehörigen „Stemhäger Brauerey“ wohnte. Wie würde sich aber Vater Reuter gefreut haben, wenn er es 1850 noch erlebt hätte, seine Tochter Lisette von dem Manne, dem er zugetan war und dem er sein vollstes Vertrauen schenkte, betreut und versorgt zu wissen!

Leider konnte Dr. Jenning, der die Dienstgeschäfte des gesundheitlich geschwächten Bürgermeisters wiederholt übernehmen mußte und vom 22. März bis Ende September 1845 die alleinige verantwortliche Stellvertretung innehatte, trotz des Wunsches des Bürgermeisters, des Magistrates, der Bürgerschaft, nicht als Nachfolger bestätigt werden! Es waren in der Dienst- und Rangliste der Großherzoglichen Landesregierung für die Besetzung der Bürgermeister und Stadtrichter noch mehrere rangältere Personen vor ihm verzeichnet, und so wurde am 1. Oktober 1845 der Advokat Christian Dolberg aus Schwerin neuer Bürgermeister von Stavenhagen.

Das innige Freundschaftsverhältnis Dr. Friedrich Jennings mit Fritz Reuter begann schon in den Jahren 1831/32, wo der um ein Jahr jüngere Student Jenning aus Güstrow den Studiosus gleicher Fakultät Reuter aus Stavenhagen während des Universitätsstudiums in Rostock kennen und schätzen lernte. Der Freundschaftsbund auf Du und Du zwischen beiden ward ein dauernder, und er wird vier Jahre später sogar dokumentarisch besiegelt durch Fritz Reuters beachtliche Zeichenkunst. Ein gut gelungenes Bleistift-Porträt Jennings trifft unverhofft von dem Festungsarrestanten Fritz Reuter Anfang Dezember 1835 aus Silberberg ein, das seinem Jugendfreund Jenning zum 24. Geburtstag am 4. Dezember 1835 gewidmet war. Ob Fritz Reuter das Porträt, wie einige andere, aus dem Gedächtnis zeichnete, kann vermutet, aber nicht nachgewiesen werden.

Die Originalzeichnung befand sich im Besitz meines am 9. 3. 1927 verstorbenen Schwiegervaters Prof. Dr. Hellmuth Jenning, Handelsschuldirektor in Auerbach (Vogtl.), der als letzter Neffe Fritz Reuters dort lebte. Seit dieser Zeit verwahre ich dieses Porträt, wie auch eine Anzahl weiterer Dokumente aus der Reuterzeit, in treuer Obhut. Leider fehlt das eigenhändige Signum des Künstlers „F. R.“, wie bei vielen seiner Originalzeichnungen. *)

Die Rückseite des gerahmten Porträts trägt den später von Dr. Jenning geschriebenen Vermerk: „Friedrich Carl Jenning, geb. 4. Dbr. 1811, portraitiert zum 4. Dbr. 1835. Evang. Luc. Cap. 18, V. 38“)

Die Freundschaft und hilfsbereite Unterstützung Dr. Jennings zu und für Fritz Reuter wurde selbstverständlich auch in den Jahren nach dem Tode Vater Reuters fortgesetzt, trotz der örtlichen Trennung und räumlichen Entfernung.

Sie wurde später noch fester geknüpft durch die Bande enger Verwandtschaft; denn im September 1850 wird Dr. Jenning der Schwager des Dichters!

Als Testamentvollstrecker bewirkte Dr. Jenning in Gemeinschaft mit seiner Frau Lisette Jenning geb. Reuter, daß die harte testamentarische Bestimmung insofern gemildert wird, als dem mittellosen Schwager durch die „liberale Gesinnung“ beider Schwestern wenigstens der Zinsgenuß von 4921 Rthlr **) bewilligt wird, entgegen dem Willen des Erblassers! So erhält Fritz Reuter auch nach seiner Verheiratung mit Luise Kuntze (16. 6. 1851) rund 220 Thlr Jahreszinsen weitergezahlt!

*) K. Th. Gaedertz brachte eine Abbildung des Originals auf S. 112 seiner Schrift: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ (Hinstorff Verlag — Wismar).

**) 4291 Thlr hat Dr. Grischow als Vormund in seiner Eingabe an die Justizkanzlei Güstrow für jedes der drei Geschwister errechnet, nicht 4750!

Da mir mein geliebter Vater unverhofft zu-
muss ist, wie er Sie Abschied gab, Sie Papa
Ludwig. Regierung zu bilden, Sieß Sie
sollte für seine beiden unehelich an mich
Liedern Johanna Elisabeth Henriette Reuter
und Ernestine Sophie Reuter, welche ich von
jung auf für meine lieblichen Töchter
gesehen und als solche geliebt habe und
fortwährend lieben werde, mich ⁱⁿ ^{der} ^{unmittelbar}
folgender ^{als} ^{unmittelbar} ^{erhalten} ^{mich}
möchte beiden in jeder Beziehung die Rechte
unehelich geborener Kinder gütlich zu ver-
schen, und so mit ihnen volle Geschwister, wie
müß davon Sie sich oft mit dem Vater,
als einer der wenigen natürlichen Anwesen-
ten in unehelich Kinder und verantwort-
lichen Eltern zu erweisen, so habe ich mich
auf die bestmögliche Weise bemüht und
mit Vater zu der Zeit und von mir abge-
gebenen Erklärung bezogen gefunden,
daß ich eingezogen nicht allein nicht ein-
gesehen habe, sondern auch abge-
handelt Mündel und Abtrage meiner Ver-
bater Sie gerne in allen Hinsicht liebte

Fritz Reuter.
Dienstag den 20. August
1839.

Faksimile eines noch unveröffentlichten Original-Briefes von Fritz Reuter
(Zustimmung zur Anerkennung seiner beiden Stiefschwestern)

Ergänzend muß hier eingefügt werden, daß Dr. Jennings Ende 1845 Stavenhagen mit seiner Frau Friederike geb. Timm und fünf unerzogenen Kindern verläßt und sich zunächst privat als Rechtsanwalt und Notar in Güstrow (46/50), in Hagenow (50/53), später als Amtsverwalter in Lübtheen (54/57) und zuletzt in Schwaban (57/60) betätigt.

Am 22. 1. 1849 starb seine Frau in Güstrow und hinterließ sechs Kinder — 1848 wird noch ein Mädchen geboren — das älteste ist 8 Jahre, das jüngste 1 Jahr alt!

Was lag näher, daß sich Dr. Jennings bei den weiterhin gepflegten freundschaftlichen Beziehungen zu den Reuter'schen Kindern hilfessuchend an Lisette Reuter wendete, die ohnehin keinen größeren Aufgabenkreis mehr zu bewältigen hatte, da lt. Kaufvertrag die Verwaltung des väterlichen Besitzes und der gesamten Wirtschaft in den Händen ihrer Schwester Sophie lag?

Was lag näher, daß Lisette Reuter hier in der großen Not helfend einspringen mußte, um die Führung der Jennings'schen Hauswirtschaft und vor allem die Betreuung und Erziehung der 6 unmündigen Kinder zu übernehmen?

Nicht nur aus Gründen herzlicher Dankbarkeit, sondern gleichermaßen aus hoher Wertschätzung und innerer Zuneigung erkor sich Dr. Jennings die hilfsbereite und gütige Lisette Reuter am 25. 9. 1850 in Güstrow zu seiner zweiten Gemahlin, und so wurde mit dem Schwager Fritz Reuter und der Schwägerin Sophie nicht nur brieflich ein inniges Verwandtschaftsverhältnis gepflegt.

Eine der dringendsten Aufgabe erschien, wie schon angedeutet, dem Jennings'schen Ehepaar, dem unter Vormundschaft gestellten Bruder und Schwager, der unter der erzieherisch notwendigen, aber doch demütigenden Härte des väterlichen Testaments unersäglich litt, durch freiwillige Zinsabtretung tatkräftig zu helfen. Schon am 4. Dezember — zwei Monate nach ihrer Verheiratung — gibt Lisette Jennings, unterstützt von ihrem Gatten, folgende Erklärung an den bestellten Vormund Dr. Grischow in Stavenhagen ab.

Der vor mir liegende Originalbrief mit Petschaft: „L. R.“ lautet:

„Wenn mein Bruder Fritz Reuter, jetzt in Treptow a. T., die Absicht hat, sich mit dem Fräulein Luise Kuntze zu verheirathen, unerachtet der entgegenstehenden testamentarischen Bestimmungen unseres verstorbenen Vaters, erkläre ich hierdurch:

1. daß mein Bruder dennoch von seinem ihm zugefallenen väterlichen Erbtheil, soweit ich hiebei interessiere, nach wie vor die aufkommenden Zinsen erhalten soll;
2. daß, wenn er mit Hinterlassung von Kindern, die er in der mit dem Fräulein Kuntze zu schließenden Ehe erzeugen wird, versterben sollte, diese Kinder meinen Antheil an seinem Erbtheil haben sollen;
3. daß, wenn er ohne solche Kinder versterben würde, seine Witwe, so lange sie sich nicht wieder verheirathet, die aufkommenden Zinsen von meinem Antheil an seiner Erbrate genießen soll.

Urkundlich habe ich diese Acte eigenhändig ge- und unterschrieben, auch unterschließt zu Hagenow am 4. ten December 1850

(Petschaft: „L. R.“)

Lisette Jennings, geb. Reuter

Dieser Originalbrief mit den dünnen eckigen Schriftzügen Lisette Jennings muß jedoch später ein zweites Mal nach erfolgter Eheschließung des Bruders (16. 6. 1851), entsprechend verändert, angefertigt und dann erst dem zuständigen Vormund zugeschickt worden sein; denn er weist zwei Durchstreichungen auf mit den darüberstehenden von ihrem Gatten Dr. Jennings bewirkten Korrekturen, die sich nur auf die inzwischen vollzogene Eheschließung des Schwagers beziehen.

Auf der Rückseite des Briefes, der jedenfalls dem Bruder zur Kenntnisnahme (jetzt als Konzept !!) vorgelegen hat, steht ein interessanter Vermerk des Exekutors Dr. Jennings mit dem väterlichen Rat auf eine diesbezügliche Anfrage des Schwagers Fritz Reuter:

„Was du wegen § 4 des Testaments schreibst, geht noch nicht, denn wenn Du die testamentarische Bedingung erfüllst, was Gott geben wolle, stehe ich der Aufhebung der Curatel natürlich nicht entgegen, und habe dann auch nichts dagegen zu sagen; erfüllst Du die Bestimmung aber nicht, so werden die Vormünder und die Canzlei Dich nicht aus der Curatel entlassen und Dir das Vermögen freigeben.“

Wer war nun Lisette Reuter?

Bekanntlich war Bürgermeister Reuter schon vor seiner im Februar 1810 geschlossenen Ehe mit Johanna Oelpke Vater eines außerehelichen Töchterleins; die Kirchenbuch-Urkunde hierüber lautet:

„Nach Anzeige des hiesigen Kirchenbuchs hat Catharina Peters hieselbst im Jahr Ein Tausend und neun, den elften März (1809. März 11.) eine Tochter geboren, welche bei der am 16. ejusd. mens. et anni stattgehabten heiligen Taufe die Namen Johanna Elisabeth Henriette erhalten hat. Vater soll sein der Bürgermeister Georg Johann Reuter hieselbst.

Die Richtigkeit vorstehender Angabe bezeugt hiedurch

sub fide pastorali

Stavenhagen, den 30. November 1838

H. Th. Dewerth, Pastor

Diese nachträglich erst im November 1838 auf Antrag ausgefertigte Urkunde brauchte Bürgermeister Reuter (als Anlage A) zu seinem ausführlichen Gesuch „an die Hohe Großherzogliche Regierung zu Schwerin mit der allerunterthänigsten Vorstellung und Bitte um allergnädigste landesherrliche Legitimitäts-Erklärung seiner beiden Töchter Johanna Elisabeth Henriette und Ernestine Sophie“.

Es wurde nämlich dem Bürgermeister Reuter am 15. 9. 1814 (im 4. Ehejahr!) von der „Demoiselle Oelpke in Lütgendorf“ noch eine zweite außereheliche Tochter (Sophie) geboren, deren erforderliche Geburtsurkunde (als Anlage B) mir ebenfalls vorliegt.

Nachdem nun auch der einzige „legitime“ Sohn Fritz Reuter, z. Z. Festungsarrestant in Dömitz, am 26. 8. 1839 dem Vater die erforderliche Erklärung (als Anlage C) abgegeben hat und erklärt:

„daß ich meine beiden Stiefschwestern von Jugend auf für meine leiblichen Schwestern gehalten und als solche geliebt habe und fortwährend lieben werde . . . und daß ich (gegen die Legitimitätserklärung!) hiergegen nicht allein nichts einzuwenden habe, sondern dem obgedachten Wunsche und Antrage meines Vater sehr gerne in aller Hinsicht beitrete.“ *)

Nachdem nun die Einwilligung des Sohnes eintraf, konnte das obige Gesuch Ende August 1839 — Sophie mußte das 25. Lebensjahr erreicht haben — endlich eingereicht werden.

Schon am 3. September 1839 trifft das in meinem Besitz befindliche bedeutsame Schreiben der Großherzoglichen Regierung ein, vom Großherzog Paul Friedrich unterschrieben und mit dem Amtssiegel versehen. Bürgermeister Reuter hat es in einem vergilbten Aktenblatt gut aufbewahrt mit dem eigenhändig geschriebenen Vermerk: „Hierin die allerhöchste Legitimitäts-Erklärung meiner beiden Töchter Lisette und Sophie Reuter mit der dazugehörigen unterthänigsten Vorstellung. 1839.“

Aus diesem Schreiben seien nur kurz einige Sätze zitiert:

„Geben hiemit Jedermann öffentlich zu vernehmen:

daß Wir auf allerunterthänigster Bitte Unseres Bürgermeisters Reuter zu Stavenhagen, dessen außer der Ehe erzeugten Töchter Johanna Elisabeth Henriette und Ernestine Sophie aus Landesherrlicher Machtvollkommenheit ohne Folge für Andere völlig legitimiert und für ächt und ehelich erklärt haben . . .

*) Vergl. den beiliegenden Faksimile-Originalbrief!

daß ihnen alle Rechte und Vorzüge ehelich geborener Kinder beigelegt mithin alle Macul und Gebrechen ihrer unehelichen Geburt gänzlich abgethan und weggenommen sein . . .

mithin auch ihrem obgenannten Vater gänzlich und als ein eheliches rechtmäßiges Kind zu succediren und zu erben berechtigt sein sollen.“ — — —

Der allgemein gebräuchliche aber nicht amtliche Vorname „Lisette“ wurde anfangs nur im Reuter'schen Haus eingeführt; er ist abgeleitet von den beiden letzten der drei Vornamen

Johanna E-lis-abeth Henri-ette (= Lis-ette!)

Sie, die um ein Jahr ältere Schwester des Bruders, war nun seine „Lieblingsschwester“ und nachweisbar auch die erste der drei Frauenseelen (Lisette — Frieda von Bülow — Luise Kuntze), die auf den jungen Reuter nach dem Tode der heißgeliebten, seit 1812 fast völlig gelähmten Mutter (19. 5. 1826) wohlthuenden und wirksamen Einfluß ausgeübt hat! Sie vertrat ja auch wirtschaftlich im Reuterhause die Mutterstelle vor, während und nach seiner Festungshaft und später noch bis zu seiner Verheiratung.

Zahlreiche Briefstellen des Bruders bekunden Lisettchens Fürsorge und Betreuung! Hier nur einige:

„Sage Lisette, sie möchte mir doch zum Winter einige Hemden, Strümpfe und Vatermörder senden . . .“
Brief an Vater am 16. 8. 36 — Silberberg)

„Heute (Geburtstag des Vaters!) kocht meine Schwester Lisette Schöpfenfleisch und Weißkohl“ (Lieblingsgericht des Vaters). (Brief an Vater am 25. 7. 37 — Magdeburg)

„In der Hoffnung, daß du vergnügt bist, schließe ich heute, um der guten Lisette noch einige Worte zu schreiben.“ (Brief an Vater am 29. 11. 37 — Magdeburg)

„Ach, wenn ich dich nicht hätte und meine Schwester (Lisette!), dann wäre ich verloren und mein Herz würde untergehen an der Kälte der Welt; ich klammere mich mit aller Kraft an Euch beide . . .

Von Stavenhagen werde ich dir nicht mehr schreiben; schicke mir nur einige Zeilen oder schicke sie an meine Schwester (in Hagenow!) so daß ich sie dort vorfinde . . .“
(Brief an Luise Kuntze von Schwerin, 28. 5. 50)

„Dann gedenke ich zuerst nach Lisetten zu reisen (nach Hagenow!), erstens um dieselbe zu bewegen, daß sie mich nach Roggensdorf begleite (wo am 16. 5. 51 im Pfarrhaus der Schwiegereltern die Trauung stattfand) zweitens, um die Angelegenheit der Entsagungsakte (betr. die oben erwähnte Abtretungsakte des Zinsgenusses!) dort noch durch einen Notar beglaubigen zu lassen . . .“
(Brief an Luise, aus Treptow kurz vor seiner Heirat)

Gar nicht bekannt ist die Tatsache, daß Fritz Reuter seiner guten Lisette, die er leider nicht porträtiert hat und von der wir überhaupt kein Bild besitzen, in der „Hanne Nüte“ im 6. Kapitel ein literarisches Denkmal gesetzt hat!

Dort heißt es beim Abschied des Handwerksgesellen Johann von seinen Eltern:

„Un grüß min Swester ok in Swaan“

Da denkt der Dichter an seine Lieblingsschwester Lisette, die seit 1858 in Schwaan wohnt, wo ihr Gatte, wie wir wissen, als Amtsvorsteher im Großherzoglichen Amtsgericht tätig ist! — — —

Nur knapp drei Jahre war Dr. Jennings in Schwaan als Amtsverwalter tätig. Schon am 5. Januar 1860 verstarb dort der allseitig geschätzte Jurist im kaum begonnenen 49. Lebensjahr und hinterließ in nicht glänzender Finanzlage der opferbereiten Witwe Lisette die fünf Kinder aus Jennings erster Ehe.

Der nun inzwischen berühmt gewordene in Neubrandenburg wohnende Dichter Fritz Reuter ließ es sich nicht nehmen, seinem Jugendfreund und Schwager die

letzte Ehre beim Begräbnis zu erweisen und seiner Schwester Trost und Unterstützung zu geben.

Lisette Jenning zieht wieder nach Güstrow, wo der Stammsitz der Jenning'schen Sippe sich befindet.

Fritz Reuter hatte von seiner Schwester und von seinem Schwager viel Gutes erfahren, besonders während seiner Notzeit; nun wird Treue um Treue vergolten!

Besonders nahm er sich unaufgefordert der drei Neffen an: Hellmuth Jenning studierte in Leipzig Philosophie, Ernst wählt nach anfänglichem Studium aus gesundheitlichen Gründen den Gärtnerberuf und Fritz Jenning wurde Lehrling bei einem Leipziger Großkaufmann.

Leider bereitete der letztgenannte Neffe Fritz der Stiefmutter öfters Sorgen und Kummer. Onkel Reuter greift hier ein; er vertritt Vaterstelle und weist den leichtsinnigen aber nicht schlechten Jüngling mit Ernst und Strenge aber auch mit Güte und Wohlwollen gebührend zurecht! Aus den erhalten gebliebenen Briefen des Dichters an den Neffen Fritz Jenning verdienen folgende Stellen wegen ihres erzieherischen Wertes angeführt zu werden: *)

„Nun, mein lieber Sohn, halte wacker aus, und wenn Du fortfährst, ferner brave Gesinnung zu hegen und dieselbe durch Tat für die Welt und Dich fruchtbar zu machen, so werde ich nie ermangeln, Dir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen . . .“

(Neubrandenburg, den 23. Juni 1860)

„Ich gebe Dir den wohlgemeinten Rat, Dich für's Erste mit der durchaus erforderlichen Grundlage einer zukünftigen Bildung vertraut zu machen. Fehler ist Fehler; meine Bemerkung gilt auch für die Interpunktion. Darum lies Deine Briefe, bevor Du sie absendest, zwei bis dreimal sorgfältig durch . . .“

Ferner muß ich Dir gestehen, daß die Ausdrücke „interessanter Kerl“ und „Wunderschönes Weib“ mich unangenehm berührt haben. Es liegt in solchen Ausdrücken weder Witz noch Humor noch Geist; sie sind roh und ein Zeichen von Mangel an Geschmack und Bildung . . .“

Wahre Bildung wird weder durch Talent noch durch Kenntnisse noch durch Tätigkeit ersetzt; sie wird durch unausgesetzte Wachsamkeit auf alle unsere Gedanken, Worte und Handlungen erworben . . .“

Hebe diesen Brief gut auf, mein lieber Junge, und lies ihn öfter; er ist recht von Herzen gut gemeint.“

(Neubrandenburg, den 5. Mai 1861)

„Wenn Dir Dein Herr Prinzipal Timm die höchst anzuerkennende Offerte macht, Dich noch ein Jahr in seinem Geschäft behalten zu wollen, so solltest Du demselben Deinen herzlichsten Dank dafür abstaten, anstatt faselst Du von Deiner unglücklichen Lehrzeit und Deinem Stolz . . .“

Wer hat denn von Deiner unglücklichen Lehrzeit mehr Qual gehabt, Du oder Deine arme Stiefmutter, die bei kränklichem Körper von Morgen bis Abend für Euch, Kinder, sorgen muß, während Du mit großen Rechnungen und feinen Glacéhandschuhen in Güstrow herumparadiert hast? Ist das recht, die Güte einer so milden Frau unter den bestehenden Verhältnissen und in dieser Welt zu benutzen? . . .“

Und Dein Stolz, mein Sohn? Sei stolz! in Gottes Namen, sei stolz! Aber nicht auf das, was Du einst werden und tun willst, was wir andere Menschenkinder bloß „Eitelkeit“ benennen, sondern auf das, was Du geworden und getan hast! . . .“

Daß Du Deinen Vormund einen Schafskopf nennst, mir gegenüber, der ich ihn kenne und als guten Menschen kenne, ist eine Roheit, die ich Deiner Gutmütigkeit nicht zugetraut hätte; und wenn Du mir jetzt gegenüberständest, wollte ich Dir nach Mecklenburger Manier ganz anders antworten . . . Tue das Deine redlich und bleibe

*) Ausführlich veröffentlicht durch K. Th. Gaedertz: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“, 1897.

mir mit Deiner Großmannssucht vom Leibe, die da glaubt, daß die Welt sich um jede unreife Ansicht von einem jungen Menschen drehen soll . . .

Das sage ich Dir aber noch zum Schluß: gehst Du mir nach Güstrow und legst Dich bei meiner armen Schwester ins Quartier, dann sind wir geschiedene Leute! . . .

Im übrigen bin ich nach wie vor

Dein getreuer Oheim.“

(Neubrandenburg, den 2. 4. 1863)

„Ich bin Dir, wie allen Geschwistern, von Herzen gut, und wenn ich ärgerlich über Dich war, so war es nur deshalb, weil ich aus der ganzen Haltung Deines Briefes eine gewisse Selbstüberhebung herauszufinden glaubte, die wie immer, vorzugsweise in der Jugend der schlimmste Riegel ist, den der Mensch vor sein künftiges Glück schiebt . . .

Nun, mein lieber Sohn, leb wohl! . . .

(Neubrandenburg, den 22. 4. 1863)

Das sind ebenso scharfe wie gütige Worte, die ganz gewiß auf fruchtbaren Boden gefallen sind; denn Fritz Jenning wurde ein tüchtiger und anständiger Kaufmann der Leipziger Verlagsbuchhandlung Payne. Sein Chef gewann ihn lieb und nahm ihn sogar während seiner schweren Krankheit in sein Haus auf. Tief bedauerte er den frühen Tod im Juli 1867.

Fritz Reuters „Erziehungsbriefe“ an seinen jüngsten Neffen Fritz Jenning bekunden u. a. auch, daß seine Schwester Lisette Jenning in wirtschaftlich bedrängter Lage lebte, obwohl sie früher durch das väterliche Erbe finanziell gut dastand! Sie konnte sogar auf die Erbschaft ihrer Mutter Catharina Peters lt. unterschriebenen Revers, am 18. 6. 1845, vom Bürgermeister und Rat Stavenhagen „J e n n i n g“ attestiert, verzichten!

Als alleinige Erbin des Amtsverwalters Dr. Jenning in Schwaan wurde nun am 19. November 1860 lt. urkundlicher Eröffnung der Großherzoglichen Kanzlei zu Rostock das Erbe nach dem am 22. 4. 1851 schon vom Ehepaar Dr. Jenning vor dem Amtsgericht zu Hagenow niedergelegten Testament angetreten.

Das hinderte jedoch die vorausschauende Stiefmutter nicht, im Interesse ihrer Kinder schon am 15. März 1860, knapp drei Monate nach dem Tode ihres Gatten, bzw. in einem Abänderungsantrag vom 25. 9. 1860, ihren „letzten Willen“ schriftlich niederzulegen! Die von Lisette Jenning geb. Reuter eigenhändig geschriebene „Abschrift meines letzten Willens“ lautet:

„Ich testire über meinen dereinstigen Nachlaß wie folgt:

1. Ich ernenne zu Erben

- a) die 5 Kinder meines seligen Mannes des Amtsverwalters Dr. Jenning als:
Anna, Hellmuth, Fritz, Margaretha und Ernst Jenning
- b) meine Mutter Catharina Peters zu Stavenhagen

2. Die Erbtheile bestimme ich also, daß meiner Mutter Erbin auf den Pflichtteil gesetzt sein soll.

Von den dann verbleibenden Rest sollen im Voraus Anna und Margaretha Jenning sich in meine Leinen-Bettzeug, Kleidungsstücken, Pretiosen, Gold und Silbersachen zu gleichen Theilen theilen. Das übrige Vermögen nach Abzug jenes Pflichttheils pp soll so vertheilt werden, daß davon erhalten:

- a) Anna Jenning 7/20 b) Margarethe Jenning 6/20 c) Fritz Jenning 5/20
- d) Hellmuth Jenning 1/20 e) Ernst Jenning 1/20

Ich mache es dabei den drei sub a) b) c) Genannten zur Pflicht, für die Dauer des beabsichtigten Studiums ihrer Brüder Hellmuth und Ernst, von ihren Zinsen soviel zu geben, als ihnen selbst irgend entbehrlich ist.

3. Sollte meine Mutter vor den übrigen Erben versterben, so wird deren Erbportion nach den angegebenen Bruchtheilen verhältnismäßig sich vergrößern; wie ich auch die sub 2 Genannten sich untereinander nach demselben Verhältnisse substituiren.

Diesen meinen letzten Willen thue ich durch diese von mir selbst vollzogene Urkunde hiemit kund.

Schwaan, den 15.ten März 1860

Lisette Jennings, geb. Reuter.

Meine vorstehende Disposition ändere ich unter Vorbehalt wiederholten Abänderungen dahin ab, daß

1. das sub 2 meinen Stieftöchtern bestimmte Prädilegat außer den angeführten Gegenständen auch in dem gesamten Hauswirtschafts- und Kücheninventar bestehen soll.
2. daß die sub 2 bestimmte Vertheilung also geschehen soll, daß
 - a) Anna Jennings 6/20
 - b) Margarethe Jennings 5/20
 - c) Fritz Jennings 2/20
 - d) Hellmuth Jennings 1/20
 - e) Ernst Jennings 6/20 erhalten.

Außerdem ernenne ich zum unbeschränkten Vollstrecker dieser Disposition den Advokaten Hellmuth Timm zu Hagenow.

Schwaan, den 25. September 1860

L. Jennings, geb. Reuter.“

Nur fünf Jahre überlebte Lisette Jennings ihren frühzeitig verstorbenen Gatten. Am 3. Oktober 1865 verstarb sie im 57. Lebensjahr in Güstrow. Tieferschüttert vernahm ihr Bruder Fritz Reuter in Eisenach die Todesnachricht seiner guten Lisette. Widrige Umstände mögen es ihm versagt haben, selbst nach Güstrow zu reisen. Er bemüht sich indes um eine würdige Ausgestaltung der Bestattungsfeierlichkeit und trägt wesentlich auch finanziell einen Teil der Bestattungskosten.

So ist das Leben einer im Dichterleben Fritz Reuters nicht unbedeutenden Frau, der Lisette Reuter alias Jennings, die auf den Bruder gleichsam als Katalysator einen gleichmäßig guten Einfluß ausgeübt hat, abgeschlossen!

Ihre beiden Stieftöchter verstarben unvermählt im hohen Alter. Da nun auch schon die Nachkommen der beiden gleichfalls im hohen Alter verstorbenen Söhne Hellmuth und Ernst nicht mehr am Leben sind, ist das Jennings'sche Geschlecht ausgestorben, wie das leider auch bei der Reutersippe (Stavenhagener Linie) festgestellt werden muß.

Verfasser: Gewerbestudienrat Ernst Kästly, 78 Freiburg/Br., Rastatter Straße 3

Gegen das Verdikt des Veralteten steht die Einsicht in den Gehalt der Sache, der sie erneuert. Rechnung trägt dem nur ein Verhalten, das Tradition ins Bewußtsein hebt, ohne sich ihr zu beugen. Sie ist ebenso vor der Furie des Verschwindens zu behüten, wie ihrer nicht minder mythischen Autorität zu entreißen.

(Aus „Themen über Tradition“ von Theodor W. Adorno)

Wossidlo - Wie ihn keiner kennt

Von Irmgard v. Zerßen

Den mir erhalten gebliebenen Wossidlo-Briefen, die er an mich in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten geschrieben hat, habe ich einen von mir an ihn gerichteten als Schlußpunkt dieser Briefreihe hinzugefügt. Ich ließ ihn dreißig lange Jahre hindurch verschlossen liegen in tiefem Schmerz um den Verlust des Freundes und in großer Erschütterung um das anklagende „Zu spät“. Denn dieser Brief trägt das Todesdatum Richard Wossidlos: 4. Mai 1939. Ich bekam ihn wieder mit dem Vermerk: Zurück, da verstorben. Darin lese ich, was ich vor nunmehr drei Dezennien an ihn schrieb in „Briefe, die ihn nicht erreichten“: „Eine große Freude war mir der Band ‚Mecklenburg‘ mit all den vielen, vielen Aufsätzen über Sie — wieviel Wärme, Liebe und Begeisterung spricht aus ihnen, und ich beneide die Menschen um die schöne Gabe, das alles zum Ausdruck zu bringen. Mir müssen Sie schon all das, was ich so reich für Sie empfinde, so glauben.“

Auch heute fühle ich mich um nichts berufener als damals, seinem Wesen, Walten und Wirken gerecht zu werden. Wenn ich es dennoch übernehme, einiges über ihn auszusagen, dann in dem Gedanken, daß noch viele ihn kennen als Pädagogen, Forscher, Gelehrten, Schöngest, Sammler und Bewahrer mecklenburgischen Volksgutes, aber kaum jemand von der Seite wie ich, und darum stellte ich diese Erinnerungen an ihn unter das Wort:

„Wossidlo — wie ihn keiner kennt.“

*

Unsere Freundschaft währte „von der Wiege bis zum Grabe“ — nämlich von meiner Wiege bis zu seinem Grabe. Meine Mutter erzählte, er habe ihr wenige Tage nach meiner Geburt einen Wochenbesuch gemacht, um meinen Eltern zu ihrem Nachkömmling (meine Geschwister waren fast bis zu vierundzwanzig Jahren älter als ich) zu gratulieren. Dabei habe er das kleine Bündel Säugling ungeschickt nach Junggesellenart in seinen Armen gewiegt und gesagt: „Ich freue mich schon jetzt darauf, mit dem Mädchlein den ersten Walzer zu tanzen.“ Daraufhin meine Mutter: „Aber, Herr Professor, dann wackelt Ihnen ja schon der Kopf“, was er mit dem Ausruf quittierte: „Ach, wie naiv!“ Und er behielt recht. Denn ich erinnere mich noch heute meines ersten Walzers, getanzt im Saal von „Heidelbachs Etablissement“, der erfüllt war von allen Wohlgerüchen Arabiens, gehalten von seinem Arm, mit dem er sich in der für ihn so typischen Haltung beim Tanze seine kleine dreizehnjährige „Dame“ (Dame in Anführungsstrichen) vom Leibe hielt. Er tanzte wie er war: musikalisch und mit jugendlichem Elan — sich und mir zur Freude.

Mit meinen Eltern verband ihn eine warme Freundschaft. Schon sein erster Besuch bei ihnen in Waren räumte gründlich mit allen Konventionen auf, und das kam so: mein Vater hatte seinen Schneider gewechselt und beiläufig im Familienkreise erwähnt, der neue suche ihn demnächst zur Vorbesprechung und zum Maßnehmen auf — (welch ein Zeitdokument!). Als in den folgenden Tagen die Glocke der Haustür ertönte und ein Fremder vor meiner noch sehr jungen Schwester stand, führte sie ihn ohne weiteres ins Studio meines Vaters mit den Worten: „Papa, dein neuer Schneider ist da.“ Der neue Schneider aber war niemand anderes als Richard Wossidlo, der seinen Antrittsbesuch in meinem Elternhause machte. Das war anno 1886 — vierzehn Jahre vor der Jahrhundertwende und vor meiner Geburt.

Zu den Zeichen herzlicher Verbundenheit, die zwischen ihm und meinen Eltern bestand, gehörten auch die gemeinsamen Herbstreisen nach Berlin. Gern vertauschten sie dann die Enge der mecklenburgischen Kleinstadt mit der Weite der Weltstadt, um

ihre Kunst- und Kulturschätze in vollen Zügen zu genießen, tagsüber oft getrennt. Doch die Abende verbrachten sie gemeinsam mit Theaterbesuchen, anschließendem Essen in festlichem Rahmen und in angeregtem Gedankenaustausch.

Auch in der Residenz wird Wossidlo eine gute Figur gemacht haben. Man wußte, wieviel Wert er auf seine äußere Erscheinung legte. Wer konnte sie nicht in Warens Straßen! Die aufrechte Haltung, der unbeschwerte Gang, über dem angewinkelten linken Arm den Spazierstock, in der Hand weiße — nie andersfarbige — Wildlederhandschuhe.

In seinen ersten Warener Jahren war die Art sich zu kleiden oft ungewöhnlich — vielleicht sollte man einschränkend sagen: jedenfalls für eine mecklenburgische Kleinstadt jener Zeit. In meiner Familie blieb ein sehr auffälliger „Paletot“ (die damals übliche Bezeichnung für einen Herrenmantel) von ihm unvergessen, dessen Farbe ein rosa überschimmertes Rostrot war. Sollte das ein früher Vorläufer unserer heutigen Schockfarben gewesen sein? Den trug er, als er eines Tages über den Nesselberg, einer abgelegenen und bescheidenen Gegend, ging. Ein knapp zweijähriges Kerlchen stellte sich ihm in den Weg, sah verwundert — oder war es gar „geschockt“? — zu ihm auf und sagte: „Mann, wat hest du för'n Tittel an“ — Kittel konnt'er noch nicht aussprechen —, was Wossidlo selbst gern zum besten gab.

Meine erste Reise in die Welt habe ich mit ihm gemacht. Sie ging von Waren nach Ribnitz, wo er seine längst-, ich meine jüngstverheiratete Schwester besuchte. Ich war drei Lenze jung. Mehr als vierzig Jahre trennten mich von meinem getreuen Eckart! Ich glaube, daß diese ungewohnte Beschützerrolle gar nicht einmal sogenanntes „hartes Brot“ für ihn war, sondern daß sie ihm viel Spaß gemacht hat. Das Eingehen auf meine Kinderwelt bedeutete ihm vermutlich Entspannung von tausend und einer Aufgabe, die Tag für Tag den ganzen Menschen forderten. Nur das Herz des Sprachkundlers in ihm mag gelitten haben bei der willkürlichen Handhabung, die die deutsche Sprache durch mich erfuhr. Als er mich auf das Polster des Abteils hob, fragte ich ihn: „Sitzt Du nu mit mich auf das kleine Sofa?“ Von dem strebte ich im Laufe der Fahrt herunter, als ich sah, daß unser Gegenüber seine Zigarre beschnitt. Ehe er die Spitze in den Ascher werfen konnte, versuchte ich im schaukelnden Zug einen Knicks vor ihm zu machen und bat, ihm die kleinen Hände zur Schale geformt entgegenstreckend: „Ach, bitte, schenken Sie mich den kleinen Stummel für meinen Onkel Walter.“ Ich hatte beobachtet, daß der die Zigarrenspitzen aufhob — wie ich später erfuhr, für die sogenannte „Brockensammlung“. Diese „Reiseerlebnisse“ brachte Wossidlo in Umlauf — schon in Ribnitz, später dann in Waren — Pädagoge genug, mich nichts davon ahnen zu lassen.

An seiner Seite aber habe ich noch ganz andere Reisen unternommen — Reisen in grenzenlose Weiten. Das war bei meinen Besuchen bei Onkel Wossidlo, wenn er zum Märchenerzähler wurde. Dann hockten wir beide auf dem Teppich, der sich für mich in den „Fliegenden Teppich“ aus „Tausend und einer Nacht“ verwandelte, und von dem aus ich alle Herrlichkeiten der Welt unter mir liegen sah. Das geliebteste seiner Märchen, das immer wieder aufs neue mein Herz höher schlagen ließ, war das vom „Nacktfrosch im Hemde — was tust du in der Fremde?“. Ein ander Mal setzte er sich ans Klavier. Mit weit zurückgelegtem Oberkörper griff er mächtig in die Tasten und sang dazu mit voller Stimme: „Zwei Ochsen, zwei Kälber, eine schwarzbunte Kuh, die schenkt mir mein Vater, wenn ich heiraten tu“. Und was mir der „Nacktfrosch“ unter den Märchen, waren mir die „Rindviecher“ unter den Liedern. Weder Märchen noch Lied habe ich je wiedergehört.

Eines Tages war sein Teppich voll belegt. Kein Platz darauf weder für ihn noch für mich. Jeder Quadratzentimeter war bedeckt mit Kotillonpreisen für einen bevorstehenden großen Ball. Wie so oft bei Festlichkeiten liefen auch für diese rauschende Ballnacht alle Fäden in seiner Hand zusammen. Jedes Stück war von ihm sorgfältig ausgewählt worden. Ich erinnere mich zahlloser Japanfächer — unter ihnen waren einige wenige, die mein begehrlieh Herz höher schlagen ließen. Sie waren aus rosafarbenem Schwanenflaum — ein einziges Schaumgeriesel.

Ach, und was für ein unwiderstehlicher Zauber ging für mich von den Verkleidungen aus, für die seine Trachtensammlung eine unerschöpfliche Fundgrube war. Die Qual der Wahl war der einzige Schatten, der auf diese Stunden fiel. Von der Vielzahl seiner herrlichen buntgestickten Bauerntücher schrieb er mir drei Jahrzehnte später, nachdem seine Sammlung ins Schweriner Schloß überführt war, um da unter seinem Namen im Museum aufgestellt zu werden, in tiefer Betroffenheit: Die unberufene Hand einer dort tätigen jungen Assistentin, von deren Existenz er nicht einmal wußte, hatte eigenmächtig Tücher und Bänder seines Bestandes umgefärbt, um sie „harmonisch“ aufeinander abzustimmen.

Zu jener Zeit aber — er wohnte damals in der Güstrower Straße, dem Amtsgericht gegenüber — als ich mich mit ihnen schmückte, hatte sich noch keine fremde Hand an ihnen vergriffen. Einmal im Jahr durfte ich mit allem auf mir vereinten Glanz, den seine Sammlung hergab, hinunter auf die Straße gehen. Das war am 26. Januar, seinem Geburtstag, über dem in großen Lettern geschrieben stand: „Erlaubt ist, was gefällt.“ Und was konnte mir wohl mehr gefallen, als daß er mir die hinreißende Pracht der mecklenburgischen Brautkrone aufs Haupt setzte. Einen letzten Griff, bevor ich seine Wohnung verließ, tat ich in den Brillenkasten, um mir eines der scheußlichen Nickelgestelle mit ihren leeren Fensterhöhlen auf die Nase zu schieben. Die Nase zu klein für die Brille, die Brautkrone zu groß für den Kopf — es war nicht einfach, beides im Gleichgewicht zu halten. Was Wunder, daß es zu einem schreitenden, wenn auch, ach, wie bereitwillig hingenommenen Ringkampf zwischen mir und der Tücke des Objekts wurde. Seitdem sind zwei Menschenalter ins Land gegangen, und noch heute — oder vielleicht erst heute — glaube ich, daß seine und meine Freude an dem Spiel der Verwandlung sich die Waage hielten.

In der Welt der Erwachsenen galt Richard Wossidlo nicht nur als ideale Verkörperung eines maître de plaisir bei großen Festen, sondern auch als glänzender Unterhalter und Tänzer. Weniger gefragt aber war er bei der Damenwelt bei den Gastmählern im Mecklenburg jener Zeit, in der sich keiner das Leben schwer machte in dem Gedanken an eine perdu gehende schlanke Linie. Man genoß unbeschwert aus der Fülle. Anders Wossidlo! Ihm ging eine frohbewegte, scherzhafte Unterhaltung, bei der er sich von des Tages Last und Mühe entspannte, über ein noch so gutes Mahl. Darum nahm er von jedem Gang nur eine Kleinigkeit, um frei zu sein für eine heitere Plauderei oder auch einen fruchtbaren Gedankenaustausch mit seiner Tischdame. Hatte er das Wenige gegessen und darüber hinaus — aus meiner späteren Sicht — auch genossen, schob er den Teller beiseite, rückte den Stuhl von der Tafel und wandte sich der Dame an seiner Rechten zu, um alle ihm zu Gebote stehenden Register zu ziehen, und um als Unterhalter von hohen Graden zu einem Gespräch anzuregen. Es gelang ihm, selbst einer Stummen von Portici die Zunge zu lösen, die aber bei Aufheben der Tafel sich häufig hungriger erhoben haben soll, als sie sich daran niedergelassen hatte.

Auch meine Schwester erinnert sich aus frühen Jungmädchentagen an ihn als vielbegehrten Tänzer. Er kannte die neuesten Tanzschöpfungen, die ihren Weg von Berlin über ihn nach Waren fanden. Von dort brachte er beispielsweise den Offenen Walzer mit und den Pas de deux. Auf den Bällen übte er die Schritte und Figuren abseits des allgemeinen Trubels mit ihr, um dann der Gesellschaft mit der ihm im Tanze ebenbürtigen Partnerin die noch unbekannteren Kreationen vorzuführen.

Aus jener Zeit erzählt meine Schwester eine reizende Begebenheit, die für seinen unkonventionellen Humor spricht. Sie war zu einem nachmittäglichen Besuch bei ihrer Freundin, einer Tochter des damaligen Gymnasialdirektors. Beide saßen auf dem Balkon der Dienstwohnung des Direktors im ersten Stock des Gymnasiums. Vis à vis der Schule wohnte Wossidlo. Auch seine Wohnung hatte zur Straße hin einen Balkon, den er gerade betrat. Beim Anblick der jungen Mädchen kehrte er ins Haus zurück, um gleich darauf mit einem Besen wiederzukommen. Den lehnte er gegen die Hauswand, und nachdem er eine tiefe Verbeugung vor ihm gemacht hatte, legte er den

Arm um den Besenstiel und entführte ihn im Walzerschritt auf hohem Balkone, grad wie die sonst von ihm aufgeforderte Dame im Tansaal.

Zu dieser Zeit war oll Mudder Keitelsch die Betreuerin des Junggesellen. Ihr täglicher Weg führte sie an meinem Elternhaus vorbei. Breithüftig und bedächtig, grauhaarig und barhäuptig zog sie ihre Bahn. Manchmal schwenkte sie zu unserem Hause ein. Das war immer gleichbedeutend mit einem Hilferuf. Mal kam sie als Abgesandte von Wossidlo, ein ander Mal hatte sie selbst den einsamen Entschluß gefaßt, und immer wußte meine Mutter, schon bevor das erste Wort fiel, um was es ging. Dann hieß es: „Fru Perfesser, nu is't all wedder so wiet, Sei möten es komen un em wedder trechtsetten. Hei hört up keenen as up Sei. Hei brukt Sei ehre Tausprak. Dat is keen Uemgahn mieh'r mit em — un doot blieben will hei ook all wedder.“ Damals litt Wossidlo von Zeit zu Zeit unter tiefen Beschattungen, die sich bis zu Schwermut oder gar Todesahnungen steigerten. Meiner Mutter gelang es stets, ihn behutsam wieder aufzurichten und ihm den Glauben an sich selbst, an das Leben und vor allem an sein Werk zurückzugeben. An ihr scheint ein Psychotherapeut verloren gegangen zu sein, oder, wie mein Vater sagte, ein Pastor.

An mich, als das jüngste Kind seiner alten Freunde, hat er die Freundschaft, die er ihnen entgegenbrachte, weitergereicht, um mir dieses kostbare Geschenk bis zu seinem Tode zu bewahren.

Auch dann noch, als meine inzwischen verwitwete Mutter und ich während des Ersten Weltkrieges Waren verließen und nach Hamburg zogen, gab es zwischen uns Dreien immer wieder eine freundschaftliche Begegnung, mal in der Hansestadt, mal in meiner Vaterstadt. Auch sie gehören zu dem bunten Mosaik, das Stein um Stein aus dem Schatz meiner Erinnerungen aufsteigt in hellen, leuchtenden, frohen Farben.

Zu einem Wiedersehen, das am Anfang aller folgenden stand, kam es nach unserem Fortgang aus Waren bei einem ersten Ferienaufenthalt dort. In meinem Reisegepäck lag zuunterst im Koffer ein wunderhübsches ledergebundenes Buch mit Goldschnitt, dessen Anschaffung ich vor niemandem hätte rechtfertigen können, da sie völlig überflüssig war. Es mußte meinem Backfischhirn irgend etwas Sinnvolles zu seiner Verwendung einfallen, damit ich sozusagen halberwegs gerechtfertigt dastand, zumindest vor mir selbst. Als dann die ersehnte Eingebung kam, glaubte ich, den Stein der Weisen gefunden zu haben, so einleuchtend erschien sie mir. Nun galt es nur, den Anschlag auf Wossidlo zu wagen. Wir beide schlenderten straßauf, straßab. Dabei faßte ich den Mut zu meiner scheuen Bitte, er möge mir in dieses Buch, das ich ihm beredt schilderte, ein paar Worte schreiben. Mit deutscher Gründlichkeit fragte er nach dem Warum? Überrascht vernahm er, daß er von mir dazu ausersehen war, sich als erster von lauter folgenden berühmten Männern darin einzutragen. (Die Frauenbewegung muß zu der Zeit noch in den Kinderschuhen gesteckt haben; bedeutende Frauen standen jedenfalls nicht auf meinem Programm.) Dann schlug sein anfängliches Staunen um in eine unaufhörliche Heiterkeit. Er trat einen Schritt zurück von dem schmalen Bürgersteig auf den Fahrdamm, um sich dort ungehinderter dem Lachen hingeben zu können, für das er wirklich viel Platz benötigte, weil er sich — wie es so schön heißt — vor Lachen bog, und das Biegen war ganz wörtlich zu nehmen. Ich könnte die Stelle auf Warens Pflaster noch heute auf den Quadratmeter genau angeben, wo sein homerisches Gelächter wie ein Katarakt über mir zusammenschlug. Er hat es auf dem Gewissen, daß ich keinen Namenszug von Rang auf der Autogrammbörse anzubieten gehabt hätte, und ich noch froh sein konnte, dieses reizende Buch Jahre später als Gästebuch unter meinem Heiratsgut mit in die Ehe einzubringen.

Wossidlos Besuche in Hamburg standen immer in engem Zusammenhang mit seiner Vortragstätigkeit beim Rundfunk. Er kündigte sie lange genug vorher an, damit sich einem Wiedersehen zwischen uns nichts in den Weg stellen konnte. Dann holte ich ihn wohl von seinem kleinen Hotel am Georgsplatz ab, ein ander Mal aus dem Gebäude

des Rundfunks an der Rothenbaumchaussee. Von einem Bummel zu dritt alsterentlang schickte ich ihm ein Bildchen, das ein Fotograf von ihm, meiner Mutter und mir vor dem Alsterpavillon gemacht hatte, — ein Weltkind rechts, ein Weltkind links, Prophet in der Mitten. Dazu schreibt er: „Das schöne Bild soll mir eine liebe Erinnerung mit Menschen sein, denen ich mich in Treue verbunden fühle.“ Ein ander Mal hatte er ein Austernessen bei Schümann arrangiert. Vor uns auf dem Tisch perlte in schmalen Kelchen der Sekt. Angeregt und anregend erzählte er von allem, was er ohn' Unterlaß in die Scheuern sammelte: Riemels und Rätsel, Schnäcke und Schwänke, Lieder und Sachgüter aus Mecklenburgs Vergangenheit. Er war nicht nur Sammler und Bewahrer, sondern auch Darsteller dessen, was er zusammentrug. Damals begriff ich zum ersten Male — und wie oft habe ich es seitdem bestätigt gefunden —: wer sammelt, hat mehr vom Leben.

In vollen Zügen genossen hat er ein Rendezvous, für das ich einen im damaligen Hamburg nicht ganz ungewöhnlichen Treffpunkt vorgeschlagen hatte: unter dem Pferdeschwanz des Reiterstandbildes Kaiser Wilhelm I., das zu jener Zeit mitten auf dem Rathausmarkt stand. Pünktlichkeit ist nicht nur dem Sprichwort nach die Höflichkeit von Königen. Auch unsere Begegnung stand unter diesem Motto. Das heißt, die wirklich Pünktliche war ich. Er selbst war schon vor der verabredeten Zeit da, um mich empfangen zu können. Alles war wie aus dem Bilderbuch. Er stand da, jeder Zoll ein Gentleman, in seiner Hand ein Rosenstrauß, den er mir mit der ihm eigenen Noblesse überreichte. Und Hamburg tat ein übriges: es spannte einen seidenblauen Himmel über uns.

Betroffen schreibt er mir später, daß er die Vortragstätigkeit an der „Norag“, dem späteren „Rundfunk“ aufgeben müsse, da seine Stimme nicht tragfähig genug für die Sendungen sei. Damit hörten auch seine Besuche an Elbe und Alster auf.

Mich sahen meine alte Heimat und mein alter Freund während meiner jungen Ehe von Zeit zu Zeit wieder. Wir erlebten anregende Stunden in seinem schönen kultivierten Heim im „Schlößchen“ — zwei Häuser entfernt von meinem ehemaligen Elternhause. Wir streiften durch den Park, der das Weinbergsschloß umgab, wir gingen auf schmalen Wegen durch seinen Blumengarten, wo zur Rosenzeit 255 Rosenstöcke in verschwenderischer Fülle blühten und ihren Duft verströmten, wo er mit seinem alten Gärtner Kaibel Dahlien züchtete, und wo beide um Sonne und Regen baten — jedes zu seiner Zeit zum Gedeihen von Blume, Busch und Baum. Es war ein hochgelegenes Stückchen Erde, von dem der Blick weit über das Land und den See hin bis zu den fernen Buchenwäldern schweifte.

In der Glasveranda hatte Fräulein Wirth den Kaffeetisch gedeckt. Sie hat ihm zwanzig Jahre, und wie sie mir ein Jahr nach seinem Tode schrieb, es seien ihre glücklichsten gewesen, als Wirtschafterin treu gedient. Auf dem Tisch standen meine Lieblingsrosen, die zartgelben Maréchalnül, die den Raum mit ihrem süßen, unaufdringlichen Duft füllten.

Ein ander Mal waren wir bei Hofkonditor Garbe verabredet, wo mich in dem Augenblick, als ich mich auf den Stuhl setzte, erschreckend plötzlich und erschreckend schmerzhaft eine Biene in die Verlängerung des Rückens stach. Ein Aufschrei hätte näher gelegen als ein Fortführen der Unterhaltung so, als sei nichts geschehen. Es zu erwähnen wäre für eine Dame einem Herrn gegenüber undenkbar gewesen. Der Körperteil war nicht existent, selbst wenn mir dort der Stachel wie ein Pfahl im Fleische steckte. Erst danach und über die Verfremdung durch einen Brief habe ich ihm von meinem Heroismus erzählt.

Pfingsten war es, als ich mich wieder einmal in Waren aufhielt. Wossidlo hatte sich etwas Verlockendes für uns einfallen lassen. Ich hatte die Wahl zwischen einer Wasser- oder eine Landpartie nach Müritzhof. Auto oder Segelyacht, das war hier die Frage. Bei näherer Überlegung aber reizte mich mehr noch eine Fahrt mit Pferd und Wagen dorthin. Dieser Vorschlag fand seinen ungeteilten Beifall. Er wandte sich an Fuhrunternehmer Böcker, der zwar für die Festtage noch zwei feurige Rosse im Stall

hatte, aber keinen komfortablen Wagen mehr in der Remise. Alle waren vorbestellt. Was blieb, war ein zweisitziger ungefederter Kastenwagen ohne Gummibereifung. Der kam in schneller Fahrt — wie gesagt, die Pferde waren feurig — und — wie sollt's wohl anders sein — lautstark und hart aufstoßend über Warens Kopfsteinpflaster daher. Auf dem Kutschbock saß Böcker in höchsteigener Person und hinter ihm im offenen Gefährt Wossidlo, den dunklen Hut auf dem Kopf, den Spazierstock, den unvermeidlichen, zwischen seinen Knien, so gut es ging, sich an ihm festhaltend. Er ein Bild äußerster Gepflegtheit, der Wagen weniger. So holte er mich ab, und wie weiland im Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein der Wolf sinniert, was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum?, so mögen sich die Anwohner der maibuschgeschmückten Straßen der Stadt gefragt haben: was rumpelt und pumpelt so unchristlich am lieblichen Feste der Pfingsten daher?

Zwischen Anfang und Ende dieses Ausflugs lagen die Einkehr fernab in dem ländlichen Gasthof an der Außenmüritz, gute Gespräche auf waldigen Wegen, viel Frohsinn und für mich immer wieder ein Hineinlauschen in ihn und seine Welt.

Während der Rückfahrt, als es Abend werden wollte, hielt Böcker unvermittelt an und legte uns fürsorglich eine leichte wärmende Kamelhaardecke über die Knie. Sie war in Anbetracht des etwas ungewöhnlichen Vehikels bestürzend elegant: ein braunes Monogramm eingestickt auf beigefarbenem Grund, deutlich erkennbar ein riesiges S, in gleicher Farbe die Einfassung rundherum. Ich sagte: „Böcker, nun sorgen Sie ja tatsächlich dafür, daß ich mit dem Professor unter einer Decke stecke, — dazu noch einer hochnoblen.“ Natürlich hatte dieses wertvolle Stück eine Geschichte, die er dann preisgab: „Dei is von de Bräuder Sklarek. Dat sünd dei, dei in Belin ne groode Bank harn, un de harn 'ne Jagd bi Worn un ook 'n Hus. Bi dei wier ick Kutscher un min Fru Köksch. As de Bräuder nu afurteilt würdn in Belin wegen ehr unrädlischen Geldgeschäften un sitten möten für veele John, dor keem allens, wat sei hier hatt harn, ünner Hamer, un doer hev ick dei Dääk up de Aukschon in eern Hus in de Kaiser-Willem-Allee billich köfft.“ —

Als bald ließen wir die weichen Waldwege hinter uns und hielten unüberhörbar für jedes Ohr unseren Einzug in Waren. Vom Markt kommend bogen wir in die Lange Straße ein, wo Wossidlo im Hotel Stadt Hamburg einen Tisch vorbestellt hatte. Es gab den ersten Spargel des Jahres mit Katenschinken, allerhand Köstliches vor- und nachher und dazu, wie er es so liebte: Sekt.

Vor dem Hotel hielt eine Reihe Autos, viele mit Berliner Nummer. Nur unmittelbar vor dem Eingang war eine kleine Lücke. Die nahm sich Böcker aufs Korn. Ich hielt es für schier unmöglich, mit Mann und Roß und Wagen dort einzuscheren. Aber unser Rosse lenker schaffte es. Als ich ihm meine uneingeschränkte Hochachtung ob dieser Bravourleistung aussprach, wies er sie mit den Worten zurück: man möt sik de Armood gor nich ankamen laten — ein Wort, das ich in meinen Sprachschatz übernommen habe, wie das, das Wossidlo mir oft in seinen Briefen gesagt hat, um die Tiefe einer großen Freude auszudrücken: ich habe mich bis ins dritte Herz gefreut.

Waren, aus dessen Straßenbild er seinerzeit zu meiner Zeit nur schwer wegzudenken gewesen wäre, hat er die Treue gehalten. Auch dann noch, als mit zunehmendem Alter und abnehmenden Kräften ihm nahegelegt wurde, nach Schwerin überzusiedeln, da seine häufigen Fahrten dorthin zu einer großen Anstrengung für ihn wurden.

An seinem 70. und 75. Geburtstag nahm ich in Hamburg an einer Rundfunksendung, die von Waren übertragen wurde, von ihm und über ihn teil. Aber an seinem 80. Geburtstag fuhr ich nach Waren. Der große Aufnahmewagen aus Hamburg mit allen notwendigen Einrichtungen und Gerätschaften und mit den für die vorgesehene Sendung vertrauten Technikern hielt vor dem Schloßchen. Es war eine aufwendige Angelegenheit. Was mag bei diesem Anblick das Herz des für seine Person, nicht für die Sache, so bescheidenen Mannes bewegt haben?

Ich war, ohne mich vorher anzumelden, zu ihm gefahren. Es wurde für uns beide ein tiefbewegtes Wiedersehen, das nicht unterging in dem Auf- und Abwogen einer

großen Gratulationskur. Herr Bühring aus Rostock, der dem Jubilar menschlich besonders nahestand, sorgte immer wieder dafür, daß ich in seiner Nähe war. Er hatte beobachtet, daß Wossidlo dann gelassener all dem, was in diesen Stunden auf ihn eindrang, standhielt.

Als ich fünf Tage später nach Hause fuhr, bestürmten mich meine Kinder bei der Rückkehr mit der Frage: Was hat er gesagt, als du so unvermutet vor ihm standest? Als sie von mir hörten: nichts, fragten sie enttäuscht: Was hat er dann getan? — Er hatte geweint.

Er war es, der mehr als ein Menschenalter lang ein Füllhorn an Freundschaft, Verstehen und Güte über mich ausgeschüttet hat und damit mein Leben reicher und bunter gemacht hat — wie zu einem Vielfarbendruck — so wie wir beide das Leben liebten.

Das war meine letzte Begegnung mit Richard Wossidlo. An seinem Ehrentage, dem 26. Januar 1939, hat dieser Mann von hohem geistigen Rang noch einmal alle denkbaren Ehrungen und Würdigungen erfahren. Trotz angegriffener Gesundheit wirkte er weiter, solange es Tag war — unermüdlich und ohne an Schonung für sich zu denken. Bei einem längeren Verweilen und Fachsimpeln mit dem getreuen Gärtner Kaibel in seinem vielgeliebten Blumengarten hinter dem Schloßchen, der allen Winden preisgegeben war, holte er sich an einem rauhen Vorfrühlingstag eine Lungenentzündung. Sie führte kaum länger als ein Vierteljahr nach seinem 80. Geburtstag am 4. Mai 1939 zu seinem Tode.

Ich nahm Abschied von ihm in der kleinen Kapelle des Ribnitzer Friedhofes, und es erfüllte mich nun eine Trauer bis ins dritte Herz, das so oft tiefen Freuden vorbehalten war — Freuden durch Geben und durch Nehmen. In sein Grab gab ich ihm statt der drei kleinen Schaufeln voll Erde drei Hände voll Rosen mit auf den Weg in die Wahrheit. Sie waren seine Lieblingsblumen.

Den einzigen dunklen Stein unter allen farbenfrohen in dem bunten Mosaik unserer Freundschaft, das ich aus meiner Erinnerung heraufbeschwor, setzte sein Tod.

Zwei Birken umfassen ihn an seinem Grabe. Ihr Schatten und die mecklenburgische Erde, die ihm ein Leben lang geistiger und seelischer Nährboden gewesen ist, decken ihn. Is hei nu in de Wozhrheit? So stand es — jedoch nicht als Frage, sondern als Gewißheit — über seiner Todesanzeige. Gehört es zu dieser Wahrheit, daß er erahnt, daß ich gekommen bin, ihm eine Handvoll Heidekraut, oder eine einzige frischgebroschene Rose, oder einen Strauß gelber Immortellen zu bringen? Wenn ja, dann freut er sich — so oft, so gern — auch dort, wo er nun weilt — bis ins dritte Herz.

Niedergeschrieben in Castelnaud-Fézac und auf der Insel Rügen im Sommer 1969

Daß Könige philosophieren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich und, weil diese Klasse ihrer Natur nach der Rottierung und Klubbenverbündung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtlos.

(Aus Immanuel Kants philosophischen Entwurf „Zum Ewigen Frieden.“ 1795)

Der „König Oedipus“ des Sophokles

Versuch einer Gesamtwürdigung

von Walter Sauter

Folgender Versuch möchte als ein Beitrag zur Interpretation dieses niemals ausdeutbaren Gedichtes verstanden werden, des Gedichtes vom Sturze des Königs Oedipus aus dem Glanze des Glückes in die Nacht der Blindheit, nein: aus der Nacht des Nicht-Wissens in die Helle der Erkenntnis. *)

Das zweite Jahr des Peloponnesischen Bruderkrieges mit der schrecklichen Erfahrung der Pest, das Jahr 429 darf als gesichertes Datum der Aufführung gelten. Die Vorgeschichte: Dem Thebanerkönig Laios, dem Sohne des Labdakos, ward wegen einer alten Blutschuld das Orakel, sein Sohn werde den Vater töten und die Mutter heiraten. Als seine junge Gemahlin Iokaste ihm einen Sohn gebar, sollte ein Hirte den Knaben mit durchbohrten Fesseln im Kithairongebirge aussetzen. Der mitleidige Mann aber gab das Kind einem korinthischen Hirten, der es an sein kinderlos gebliebenes Herrscherpaar, an Polybos und Merope, weiterschenkte. In Korinth wuchs Oedipus heran und überstrahlte alle seine Altersgenossen. Als bei einem Gelage ein Neider ihn schmähte, er sei nicht seiner Eltern rechtes Kind, zog der Jüngling nach Delphi, den Gott zu fragen. Anstelle der Antwort erhielt er das grausige Orakel, er werde seinen Vater töten und die Mutter heiraten. Da kehrte er nicht mehr nach Korinth zurück, sondern wanderte weiter — seinem Verhängnis entgegen: An einem Dreiweg erschlug er in der Notwehr des Angegriffenen einen vornehmen alten Mann, der ihn mit Wort und Hieb des Weges verweisen wollte, seinen Vater Laios. Vor Theben angekommen, löste er das Rätsel der Sphinx, die unheilvoll vor den Toren lagerte, und befreite so die Stadt. Das dankbare Volk setzte ihn auf den verwaisten Königsthron und gab ihm Iokaste zur Gemahlin.

Die Orakel waren erfüllt, der Vater am Dreiweg erschlagen, die Mutter zur Mutter eigener Kinder gemacht. Vom Volke geehrt und geliebt, herrscht Oedipus im Scheine seines Glückes über Theben. Da bricht, vom rächenden Apollon gesendet, die Pest aus und droht, die Stadt zu veröden.

Wir vergegenwärtigen uns den Gang der Handlung: Der nach Delphi um Rat und Rettung entsandte Schwager Kreon meldet des Gottes Auftrag, den Mörder des Königs Laios aus dem Lande zu treiben. In heiligem Eifer macht Oedipus Entdeckung und Bestrafung des Unbekannten zu seinem Amt. Wie ein höhrender Schlag trifft ihn daher die Prophezeiung des herbeigerufenen Sehers Teiresias, er selber sei der Gesuchte, der Unhold. In zorniger Verblendung sieht er in dem Priester das Werkzeug Kreons, den er sogleich beschuldigt, ihn auf diese Weise vom Throne stoßen zu wollen. Mit Mühe gelingt es Iokaste zwar, ihm diesen Verdacht zu zerstreuen, jedoch — so sehr sie sich in ahnender Angst bemüht, das eine Orakel gegen das andere auszuspielen: es mißlingt ihr gänzlich, Oedipus von seinem Vorhaben abzubringen, nun erst recht nach zweierlei zu forschen: nach dem Mörder des Laios und seinem eigenen Ursprung. Ja, eben dies unbändige Weiterforschen des Oedipus wendet das trügerische Hoffnungslicht, das der Korintherbote mit der Nachricht vom Tode des Königs Polybos bringt, ins Gegenteil. Iokaste weiß nun eher als der Hell-Sehende die Entsetzenswahrheit und flieht vor ihr in den Tod. Aus dem Munde des armseligen Hirten erst empfängt der König sein Todesurteil. Er aber nimmt es, nicht um zu sterben, sondern um nach selbstvollzogener Blendung weiterzuleben — als ein Beispiel der nichtigen Unwissenheit des Menschen und der siegenden Größe der Gottheit, die da weiß.

*) Vergl. auch Wolfgang Schadewaldt, „Sophokles und das Leid“.

Was wir in dieser Szenenfolge von unerbittlicher, atembeklemmender Gesetzmäßigkeit in Schauer und Mitleid erleben, ist nach Schillers Wort die „tragische Analysis“, die Zug um Zug sich vollziehende, von zürnendem Irren mehr vorwärtsgetriebene als abgelenkte, von grausigem Ahnen durchwaltete, von verzweifelten Hoffnungsblitzen wie von Irrlichtern genarrte Aufdeckung der doppelt furchtbaren Wahrheit: Der die Pest als Frevler verschuldet, ist Oedipus selbst. Gräßlicher noch: Der den Vater erschlug, der die Mutter schändete, Oedipus ist es, des Laios Sohn.

Dies Gedicht vom König Oedipus, das tragischste aller uns überlieferten tragischen Spiele, hat je und je die Menschen erschüttert, immer aber auch die quälende Frage erregt, wie es mit dem Wesen der Gottheit vereinbar sei, einen unschuldigen Menschen also in Schuld zu verstricken und mit Strafe zu belasten. Rudolf Alexander Schröder: „Dies erbarmungsloseste Gedicht des für mein Empfinden erbarmungslosesten aller Dichter.“ Den Christen schaudert es vor der Gnadenlosigkeit dieses Apollon, der mit seinem Opfer ein grauenvolles Spiel zu treiben scheint; der aufgeklärte Geist spricht vom „blinden Schicksal“, das schier sinnlos über Göttern und Menschen walte.

Wir wollen versuchen — in aller gebotenen Kürze — hierauf eine Antwort zu geben und rufen dazu Sophokles selbst und seinen Oedipus als Kronzeugen auf. Die Verse unserer Tragödie lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Dichter, sein Chor und sein unseliger Held alles, was da geschieht: Orakel, Enthüllung und Buße als Akt einer gerechten und sinnvollen Vollstreckung empfinden, hart und leidvoll wohl, aber in der Ordnung dieser Welt tief begründet. Ja, mehr noch und deutlicher: Als Iokaste in der kreatürlichen Angst des Weibes, das um jeden Preis zu bewahren sucht, was es an Glück besitzt, an Priesterkunst und Gottesorakel zweifelt, als sie „am alten Worte zerrt und deutelt“, da tut sie es zum tiefen Schmerz des gläubigen Chores und zur erschrockenen Bestürzung gerade des Oedipus. Chor und König wollen die Göttersprüche erfüllt wissen, „mit Händen greifbar“. Der Grieche weiß: Es gibt verfluchte Geschlechter, Mahnmale menschlicher Fehlbarkeit, zu ihnen zählt das Haus des Labdakos, und Laios hat Blutschuld auf sich geladen: die Sünden der Väter werden an den Kindern gerächt*). Doch das ist nicht das Letzte. Schon in seiner früheren Dichtung, in der „Antigone“, geht Sophokles über diesen Sippenfluch, dem auch des Oedipus Kinder noch, das Brüderpaar und Antigone selbst, zum Opfer fallen, weit hinaus und stößt in tiefere Bezirke vor: Im Grunde stürzen die tragischen Helden durch sich selbst, stürzen durch ihres Wesens übergroße Artung, und erst im Sturze kommen sie ganz zu sich und vollenden ihre gewaltige Natur. Nirgends ist Oedipus größer und mehr er selbst, als da er ganz aus eigenem Willen, des Gottes Orakel und Weisungen ungeheuerlich überbietend, sich der Augen beraubt, dadurch sein furchtbares Schicksal an die Brust reißt, sich zum getreuesten Diener seines Gottes Apollon aufwirft, indem er für dessen Mahnung an die Sterblichen: „Erkenne, daß du ein Mensch, (d. h. ein Nicht-Wissender) bist!“ an sich selbst das Exempel statuiert: „Sehet, das ist Oedipus!“, der ewig blinde Mensch. Wie nach einem bösen Gewitter von Spuk und Trug ist da die Szene gereinigt: die Pest wird weichen, die Stadt ist gerettet, der siegende Gott und sein Opfer sind Eines geworden, ein unsagbarer Glanz liegt über dem Ende. Friedrich Hölderlin, der wußte, daß „der König Oedipus vielleicht ein Auge zuviel“ besaß, hat dies Wunder geheimnisvoller Freude auf dem Grunde tiefsten Leidens in die unwiederholbar kurze Formel gefaßt:

„Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.“

*) Vergl. den Chor aus der „Antigone“, Carolinum, Heft 56/7, S. 23.

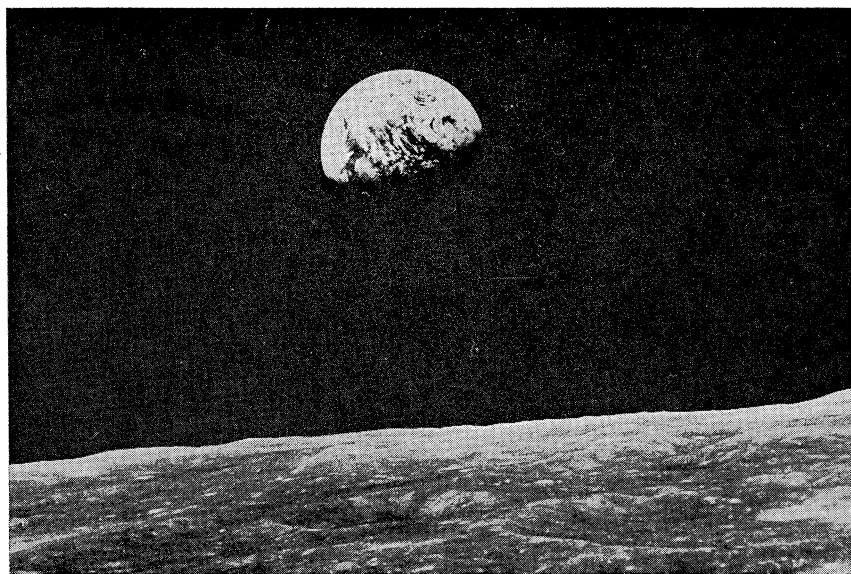
Mikrokosmos, Umwelt und Makrokosmos

Das heutige Weltbild der Physik (II)

Von Hans Siegfried Plendl

In einer vorhergehenden Darstellung (Carolinum, Nr. 53, 1969) befaßten wir uns mit den Grundbegriffen des physikalischen Weltbildes – Raum, Zeit und Materie – und mit deren Verknüpfungen. Wir lernten, daß das heutige physikalische Weltbild von der Materie ausgeht und alle Naturerscheinungen als Eigenschaften oder Umwandlungen der Materie erklärt, und wir fanden, daß selbst Raum und Zeit als Materie-Eigenschaften verstanden werden müssen. Wir verfolgten den Aufbau der Materie von den vertrauten Stoffen unserer Umwelt zu den Molekülen und Atomen, aus denen sich diese Stoffe zusammensetzen, und weiterhin zu den Kernen, Elektronen und sub-nuklearen Teilchen. Wir gewannen somit einen Einblick in die Mikrostruktur der Materie und sahen, wie jedes System aus Bestandteilen besteht, die wiederum Systeme für sich bilden.

Im vorliegenden Teil dieser Darlegung werden wir, von unserer Umwelt ausgehend, den Aufbau der Materie ins Große verfolgen und nach Makrostruktur-Systemen und deren Bestandteilen suchen. Weiterhin werden wir uns mit den Naturkräften befassen, die für die Zusammensetzung, sowohl der Makro- und Mikro-Welt als auch unserer Umwelt, verantwortlich sind, und mit den Spielregeln, denen diese Kräfte unterliegen. Auch werden wir anhand einiger Beispiele zeigen, wie gewisse Naturkonstanten es uns ermöglicht haben, Strukturen zu berechnen und zu verstehen, die weit außerhalb der von unseren Sinnen direkt erfaßbaren Umwelt, im Mikro- oder



Unsere Erde als Himmelskörper, von Apollo 8 aus am Weihnachtsabend 1968 aufgenommen. Im Vordergrund die Mondoberfläche. Auf der Erde ist, in einer Lücke der Wolkendecke, der Atlantische Ozean und der Westteil des afrikanischen Kontinents erkennbar.

Makrokosmos verborgen sind. Schließlich werden wir auf einige noch ungelöste Probleme eingehen und somit andeuten, daß selbst das umfassende Weltbild der heutigen Physik Lücken und Grenzen hat.

1. Aufbau der Materie (Makrostruktur)

Von der Entfernung eines Erdsatelliten oder einer Mondrakete aus gesehen, zeichnen sich auf der Erdoberfläche und in ihrer Nähe bestimmte Schichten ab: Die blauweiß schimmernde Atmosphäre, die tiefblaue Hydrosphäre, und die vielfarbigen Kontinente und Inseln — sichtbare Teile der sich auch unter den Ozeanen erstreckenden Lithosphäre. An den Berührungspunkten dieser Schichten, in der sogenannten Biosphäre, spielt sich unser Leben ab, und die Stoffe unserer Umgebung sind Bestandteile dieser Schichten. Eine jede Schicht bildet ein System globalen Ausmaßes, das mit den anderen Schichten in Wechselwirkung steht. Solche Wechselwirkungen rufen z. B. die langsame doch stete Erosion der Landmassen und die Wettererscheinungen hervor. Geologie, Meteorologie und andere Erdwissenschaften befassen sich mit diesen Systemen und mit den anderen, unter der Lithosphäre und über der Atmosphäre liegenden Schichten.

Die Vorgänge, die in der fragilen, Flora und Fauna enthaltenden Biosphäre stattfinden, sind den gleichen physikalischen Gesetzen unterworfen wie die Vorgänge in der leblosen Welt; und alle Lebewesen setzen sich ja aus nichts anderem als Wasser-, Kohlen-, Stick- und Sauerstoff sowie Spuren von etwa 25 weiteren Elementen zusammen, die sich auch im Gestein und Meerwasser befinden. Doch Aufbau und Entwicklung organischer Systeme und deren Wechselwirkungen mit der Umgebung können durch die Physik nur in großen Zügen erfaßt werden — die Einzelheiten müssen vom Standpunkt der Biologie und anderer Lebenswissenschaften behandelt werden. Ebenso sind das spezifisch menschliche Verhalten, die Struktur sozialer und politischer Gebilde sowie die Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft den Sozialwissenschaften vorbehalten.

Vom physikalischen Standpunkt gesehen setzt sich unsere Umwelt also aus Gasen, Flüssigkeiten und Festkörpern zusammen, die Bestandteile von Schichten globalen Ausmaßes sind, und diese Sphären wiederum sind Bestandteile des Himmelskörpers Erde. Ähnliche Schichten lassen sich auch auf anderen Himmelskörpern unterscheiden. So werden z. B. die Lithosphäre unseres Satelliten Mond, die Atmosphäre sowie Lithosphäre unseres Nachbarplaneten Mars, und die Chromo- und Photosphäre unserer Sonne seit einiger Zeit teils aus nächster Nähe, teils durch erdgebundene Instrumente untersucht.

Die Erde und die anderen Planeten sowie deren Monde bilden, zusammen mit der Sonne und etlichen Kometen und Asteroiden, das uns wohlbekanntes Sonnensystem. Unsere Sonne ist aber nur ein Stern von vielen Millionen am Rande der Sternanballung, die wir Milchstraße nennen. Die scheint unzählbaren, am Nachthimmel sichtbaren Fixsterne sind nur ein kleiner Bruchteil — etwa ein Zehnmillionstel — der die Milchstraße ausmachenden Sterne. Weitaus die meisten sind durch ihre Entfernung dem bloßen Auge, oder durch kosmische Staubwolken selbst dem mächtigsten optischen Fernrohr verborgen. Durch relativitäts-theoretische Berechnungen, die seit kurzem auch durch radioteleskopische Beobachtungen unterstützt worden sind, können wir jedoch die Gesamtzahl der Sterne in unserer Milchstraße auf etwa 10^{11} (d. h. hunderttausend Millionen) abschätzen. Ob solche Sterne, wie unsere Sonne, Mittelpunkt von Planetensystemen sind, wissen wir bisher in nur einigen wenigen Fällen, da ja Planeten sehr geringe, meist reflektierte Strahlung abgeben und daher über große Entfernungen hin nur durch geringfügige Abweichungen in der Bahn der Muttersterne beobachtbar sind. Andere Arten von Stern-Systemen, z. B. Doppelsterne und meist kugelförmige Ansammlungen oder Stern-Clusters, kommen jedoch häufig vor.

Bis in die frühen 20er Jahre dieses Jahrhunderts waren die Grenzen der Milchstraße auch die Grenzen des Makrokosmos. Dann aber stellte sich heraus, daß unsere

Milchstraße nur eine von vielen ist. Gewisse winzige Nebelflecken, von denen einige wenige mit dem bloßen Auge knapp sichtbar sind (z. B. der berühmte Nebel im Sternbild Andromeda) konnten durch eingehende Beobachtung mit optischen Fernrohren in Sternanballungen aufgelöst werden, die zwar oft kleiner, manchmal aber erheblich größer als unsere eigene Milchstraße sind. Je mehr Reichweite und Auflösungsvermögen der Fernrohre verbessert wurden, desto mehr solcher galaktischen Systeme konnten entdeckt werden. Wie denn zuvor unsere Erde zu einem durchschnittlichen Planeten und später unsere Sonne zu einem Stern durchschnittlicher Größe herabgewertet werden mußten, so wurde nunmehr unsere Milchstraße zu einer von vielen Sterninseln in der Weite des Alls. Berechnungen aufgrund der allgemeinen Relativitätstheorie lassen auf etwa 10^{11} solcher galaktischen Systeme verschiedener Größe und Form schließen, von denen bisher aber erst etwa 10^9 , d. h. nur ein Hundertstel, beobachtet worden sind.

Oft schlossen sich einige, manchmal sogar einige hundert, solcher Milchstraßen in sogenannte *Milchstraßen-Clusters* zusammen. Die aus unserer Milchstraße, den Andromeda- und Magellan-Nebeln und aus etwa 15 weiteren galaktischen Systemen bestehende, sogenannte Lokalgruppe ist ein Beispiel für ein solches System.

Die Erkenntnis, daß unsere Milchstraße nur eine von unvorstellbar vielen ist, führte zu einer Umstellung im physikalischen Weltbild, die der von Brahe, Kepler und Kopernikus bewirkten Umstellung an Bedeutung gleichkommt. Bezeichnenderweise waren wir jedoch als Zeitgenossen so sehr in sozialen und politischen Umwälzungen verstrickt, daß wir dieser Evolution in der Anschauung unseres Platzes im Kosmos kaum gewahr wurden.

Radioteleskopische Beobachtungen der letzten Jahre haben zu weiterem Verständnis des neuen Bildes vom Kosmos geführt. So werden z. B. die vor einigen Jahren entdeckten *Quasars* (quasi-stellar objects, also stern-ähnliche Objekte) als frühe Entwicklungsstadien von galaktischen Systemen angesehen und *Pulsars* (pulsating objects, oder Himmelskörper, die elektromagnetische Signale in regelmäßigen Pulsen aussenden) als Endstufen im Zusammenbruch von Sternen.

2. Die Wechselwirkungen – Ursachen des Materie-Aufbaus und Zerfalls.

Was sind nun die Kräfte, die für Bestehen und Vergehen der vielfältigen Natursysteme verantwortlich sind? Ist es ein und dieselbe Urkraft, die Nukleonen und Elektronen, Winde und Wellen, Planeten und Sterne in ihrer Bahn hält? Oder ist in jedem System eine verschiedene Kraft am Wirken? Die heutige Physik kann diese Fragen, zumindest auf vorläufige Weise, beantworten. Diese provisorische Antwort ist erstaunlich einfach. Vier voneinander verschiedene Kräfte reichen aus, praktisch alle bisher beobachteten Erscheinungen und Vorgänge zu erklären: Die uns wohlvertraute Schwerkraft, die uns ebenso bekannte und für alle elektrischen, magnetischen, optischen und anderen elektromagnetischen Vorgänge verantwortliche elektromagnetische Wechselwirkung, und zwei erst durch die Atomkernforschung der letzten 40 Jahre entdeckte, sogenannte Kernwechselwirkungen.

In unserer Umwelt wirken hauptsächlich die zwei erstgenannten Kräfte. Die beiden Arten von Kernwechselwirkungen treten nur in oder in allernächster Nähe von Kernen und subnuklearen Teilchen auf. Trotz dieser geringen Reichweite sind die Folgen ihrer Wirkung jedoch für unsere Umwelt von großer Bedeutung. Wir verdanken ihnen nicht nur Licht und Wärme der Sonne, sondern auch die in Kernkraftwerken gewonnene Energie und die durch Kernwaffen entfesselbare Vernichtung.

Die sogenannte *starke Kernwechselwirkung* ist für das Zusammenhalten der Nukleonen (Protonen und Neutronen) im Kern verantwortlich. Die *schwache Wechselwirkung* hingegen bewirkt den gelegentlichen Zerfall solcher Nukleonen und anderer, erheblich unbeständigerer Teilchen im sub-nuklearen Bereich (Beta-Zerfall). Kernvorgänge wie Alpha- und Gamma-Zerfall und Spaltung

sind elektromagnetischen Ursprungs. Elektromagnetische Kräfte sind es auch, die Atomkerne und Elektronen im Atom zusammenhalten und die Atome zu Molekülen, Moleküle zu den Substanzen unserer Umwelt verbinden. Sie sind somit auch verantwortlich für die chemischen und biochemischen Vorgänge in unserer Umgebung und in unserem eigenen Körper. So sind z.B. die durch Kohle- oder Benzinverbrennung gewonnenen Triebkräfte, unsere eigene Muskelkraft und unser Denkvermögen elektromagnetischen Ursprungs. Die Schwerkraft ist, wie wir sehen werden, die schwächste der vier Wechselwirkungen und wird daher erst im Bereich von erheblichen Materieansammlungen wirksam. Die Struktur der Umwelt und viele uns vertraute Erscheinungen wie die Gezeiten, Wechsel von Tag und Nacht und Jahreszeiten, sind von dieser Kraft bestimmt.

Die Verschiedenheit der Wirkungsbereiche dieser vier Fundamentalkräfte ist durch ihre sehr verschiedene Reichweite und Stärke erklärbar. Wie wir aus folgender Zusammenstellung ersehen können, ist die Reichweite der starken und schwachen Kernkräfte auf Kernnähe bzw. auf das Teilchennere beschränkt, während die elektromagnetischen und Schwerkraft (zumindest im Prinzip) ins Unendliche reichen.

Wechselwirkung:	Reichweite:	Relative Stärke:	Hauptwirkung:	Haupt-Wirkungsbereich:
starke	> Kernradius	1	Nukleon-Anziehung	Kern-Struktur
schwache	< Teilchenradius	10^{-14}	Teilchen-Zerfall	Teilchen-Struktur
elektromagnetische	∞ (da proportionell zu r^{-2})	10^{-2}	Ladungs-Anziehung/ Abstoßung	Struktur der Atome, Moleküle, Festkörper, Flüssigkeiten, Gase
Schwerkraft	∞ (da proportionell zu r^{-2})	10^{-41}	Massen-Anziehung	Makro-Struktur

In dieser Gegenüberstellung ist auch die Haupt-Wirkung jeder dieser Kräfte angedeutet: Anziehung zwischen Massen, Anziehung zwischen ungleichen und Abstoßung zwischen gleichen Ladungen (oder Magnetpolen), Anziehung zwischen Nukleonen gleich welcher Art, und Zerfall von Nukleonen und anderen kurzlebigen subnuklearen Teilchen. Weiterhin ersehen wir aus obiger Zusammenstellung, daß die vier Fundamentalkräfte sich auch in ihrer relativen Stärke sehr voneinander unterscheiden. So ist die schwache Wechselwirkung in der Tat erheblich schwächer als die starke und die elektromagnetische. Es ist jedoch die Schwerkraft, die bei weitem am schwächsten ist. Wie wir sehen, muß diese Schwäche durch erhebliche Massenansammlung wettgemacht werden bevor diese Kraft im Naturgeschehen von Bedeutung ist.

3. Die Erhaltungssätze – Grundgesetze der Materie-Wechselwirkungen.

Aufbau und Zerfall der Materie und alle damit verbundenen Naturvorgänge lassen sich also auf die Wirkung von nur wenigen voneinander verschiedenen Kräften zurückführen. Welchen Gesetzen unterliegen nun diese Wechselwirkungen? Können wir den Ablauf der von ihnen hervorgerufenen Ereignisse vorhersagen? Können sich solche Ereignisse wiederholen, und können sie auch rückwärts ablaufen? Eine Fülle solcher Fragen werden in der modernen Physik behandelt, und einigen davon wollen wir uns im folgenden zuwenden.

Schon in der klassischen Physik des XIX. Jahrhunderts, die sich vorwiegend mit den Vorgängen in unserer Umwelt befaßte, wurden einige grundlegende Gesetze

erkannt, die den Ablauf aller Vorgänge zu regeln scheinen. Das zuerst erkannte Gesetz dieser Art, der Erhaltungssatz der Energie, ist uns wohl allen geläufig: „Energie kann beliebig umgewandelt, aber nicht zerstört oder geschaffen werden.“ Die Namen des Mediziners Robert Meyer, des Universalgenies und Weltenwanderers Graf Rumford und des Physikers und Mathematikers Hermann Helmholtz sind untrennbar mit der Aufstellung dieses Erhaltungssatzes verbunden. Seither sind zwar weitere Energieformen entdeckt worden, doch an der Allgemeingültigkeit des Satzes hat sich nichts geändert. So haben wir z. B., durch die spezielle Relativitätstheorie, Masse als eine Energieform erkannt, die unter bestimmten Verhältnissen in andere Energieformen umgewandelt werden kann und die umgekehrt aus Energie verschiedener Art gewonnen werden kann.

Drei weitere Erhaltungssätze haben sich im Laufe der Entwicklung der klassischen Physik als ebenso wichtig für Verständnis und Kontrolle der Naturvorgänge ergeben. Diese, vielleicht weniger geläufigen, Sätze sind im folgenden aufgezählt. Auch genannt sind die in der Entwicklung der modernen Physik hinzugekommenen Erhaltungssätze.

Erhaltungssatz von:	Erste Formulierung durch:	Gültigkeitsbereich:
Energie (einschl. Masse)	Klassische Physik	Alle Wechselwirkungen
Impuls	Klassische Physik	Alle Wechselwirkungen
Drehimpuls	Klassische Physik	Alle Wechselwirkungen
Elektrische Ladung	Klassische Physik	Alle Wechselwirkungen
„Baryon“-Zahl	Teilchen-Physik	Alle Wechselwirkungen
„Lepton“-Zahl	Teilchen-Physik	Alle Wechselwirkungen
Zeit-Parität	Kern-Physik	Alle Wechselwirkungen
Raum-Parität	Kern-Physik	} Starke und elektromagnetische Wechselwirkung
Ladungs-Parität	Teilchen-Physik	
„Iso-Spin“	Kern-Physik	Starke Wechselwirkung
„Hyper“-Ladung	Teilchen-Physik	Starke und elektromagnetische Wechselwirkung

Wie wir dieser Zusammenstellung entnehmen können, sind die klassischen Erhaltungssätze für alle Wechselwirkungen gültig, also auch für die Vorgänge im Mikro- und Makrokosmos. Von den neueren Erhaltungssätzen hingegen scheinen sich einige auf Vorgänge zu beschränken, die durch starke und elektromagnetische Kräfte hervorgerufen werden, und einer dieser Sätze scheint nur für die starke Wechselwirkung gültig zu sein.

Trotz ihrer teils beschränkten Anwendungsbereiche und ihrer esoterisch klingenden Namen sind diese neueren Erhaltungssätze genau so wichtig für das Verständnis der Naturvorgänge wie die klassischen. Da jedoch abstrakte Begriffe wie Iso-Spin und Hyper-Ladung nur im Mikrokosmos Gültigkeit zu haben scheinen, fehlt uns das Vorstellungsvermögen, sie in nicht-mathematischen Bildern zu beschreiben. Die anderen oben angeführten Begriffe, Baryon- und Lepton-Zahl und Zeit-, Raum und Ladungsparität, lassen sich hingegen durch der Umwelt entnommene Bilder beschreiben. Damit könnten wir zwar auf interessante Fragen wie die Umkehrbarkeit von Naturvorgängen eingehen, würden aber über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen.

4. Die Fundamentalkonstanten – Schlüssel zum Mikro- und Makrokosmos

In den Erhaltungssätzen lernten wir die Spielregeln kennen, denen die Abläufe aller Naturvorgänge unterliegen und die bestimmen, welche Vorgänge stattfinden können. Somit erkannten wir in großen Zügen die umfassende Ordnung, die sich im großen wie im kleinen widerzuspiegeln scheint. Um jedoch tiefer in das Wesen der Naturvorgänge einzudringen, um z. B. zu verstehen, warum gewisse Vorgänge schnell und andere langsam verlaufen, oder um Einsicht zu gewinnen in die so verschiedene Reich-

weite und Stärke der Wechselwirkungen, müssen wir uns mit gewissen Konstanten befassen, die von grundlegender Bedeutung sind. Die Werte dieser Fundamentalkonstanten sind im folgenden angeführt.

Fundamentalkonstante:	Wert (in MKS-Einheiten) *):	Hauptanwendungsbereich:
Gravitationskonstante:	$G = 6,670 \times 10^{-11} \text{Nm}^2/\text{kg}$	Makrostruktur der Materie
Loschmidtsche Konstante	$N_L = 6,022 \times 10^{26} \text{kg}/\text{Mol}$	Struktur der Festkörper, Flüssigkeiten, Gase
Boltzmannsche Konstante	$k = 1,380 \times 10^{-23} \text{J}/\text{Kelvin}$	Struktur der Festkörper, Flüssigkeiten, Gase
Ladungskonstante	$e = 1,602 \times 10^{-19} \text{C}$	Mikrostruktur der Materie
Lichtgeschwindigkeit im Vakuum	$c = 2,998 \times 10^8 \text{m}/\text{sec}$	Struktur der Materie
Wirkungskonstante	$h = 6,626 \times 10^{-34} \text{J sec}$	Mikrostruktur der Materie

*) Umrechnung in cgs-Einheiten:

$$1 \text{ N} = 1 \text{ Newton} = 10^5 \text{ dyn}$$

$$1 \text{ J} = 1 \text{ Joule} = 10^7 \text{ erg}$$

$$1 \text{ C} = 1 \text{ Coulomb} = 2,998 \times 10^9 \text{ stat. coul.}$$

$$1 \text{ K} = 1 \text{ Grad Kelvin (Absolute Temperaturskala)}$$

Andere Konstanten (z. B. die Faraday-, Rydberg-, Gas- und Feinstruktur-Konstanten) sind Kombinationen obiger Konstanten und daher nicht im gleichen Sinne „fundamental“. Wiederum andere, wie z. B. die Massen und Radien von Teilchen oder Himmelskörpern, werden besser als Materie-Eigenschaften betrachtet, da sie an gewisse Materie-Formen gebunden sind. Die Fundamentalkonstanten hingegen sind für alle Materie-Systeme und deren Wechselwirkungen gültig. Sie bestimmen z. B. Reichweite und Stärke der Wechselwirkungen und somit die Einzelheiten der Materie-Struktur und der Materie-Vorgänge.

Von Beobachtungen und Messungen mit den Geräten und Stoffen unserer Umwelt ausgehend, ermöglichen uns die Fundamentalkonstanten Einblick in die unseren Sinnen verborgenen Strukturen und Vorgänge der Mikro- und Makro-Welt. Wie wir uns aus dem Chemie-Unterricht vielleicht erinnern, ermöglicht uns z. B. die Konstante N_L mittels einer einfachen Rechnung die Anzahl von Atomen und Molekülen in einer jedweden festen Substanz zu bestimmen. Von der Anzahl können wir wiederum auf das Volumen dieser Mikro-Strukturen schließen. Ähnlich können wir mit Hilfe der Boltzmann'schen Konstante k auch die mittlere kinetische Energie der Atome oder Moleküle in einer Substanz bestimmen. Anzahl und Energie von Elektronen in einem elektrischen Strom lassen sich auf ähnliche Weise durch Benutzung der Konstante e bestimmen; Anzahl und Energie von Lichtquanten oder Photonen (Teilchen, aus denen sich Licht und andere elektromagnetische Strahlung zusammensetzt) können ebenso mühelos mittels der Planck'schen Konstante berechnet werden.

Eingehendere Berechnungen aufgrund der Quantentheorie und der Relativitätstheorie ergeben, daß auch die Größe der Natursysteme von den Fundamentalkonstanten abhängt. So ist z. B. der mittlere Radius der Atome und Moleküle von den Konstanten h und e bestimmt, und der mittlere Radius von Sternen und Sternsystemen von den Konstanten G , c und k . Hätten diese Konstanten andere als die in obiger Zusammenstellung gegebenen Werte, so wäre die Gestalt des Mikro- und Makrokosmos und damit auch die Gestalt der Umwelt verschieden.

Diese Beispiele mögen genügen, die grundlegende Rolle der Fundamentalkonstanten zu verdeutlichen. Ohne diese Konstanten wäre es uns nicht möglich, über unsere

Sinneswahrnehmungen hinaus einen Einblick in Materienstruktur und Naturvorgänge zu gewinnen. Daß Beobachtungen und Meßergebnisse allein nicht genügen, ist auch aus der geschichtlichen Entwicklung des physikalischen Weltbildes deutlich zu ersehen. So fand z. B. das Lebenswerk von Astronomen und Physikern wie Brahe, Kepler, Kopernikus und Galileo erst durch Newtons Erkenntnis von der fundamentalen Bedeutung der Gravitationskonstante eine grundsätzliche Erklärung.

5. Ungelöste Probleme – Unzulänglichkeiten im heutigen physikalischen Weltbild.

Um nun den heutigen Stand der Entwicklung des physikalischen Weltbildes anzudeuten, sollten wir auf einige Probleme eingehen, die noch der Lösung harren. Ein wichtiges Problem dieser Art ist die Herkunft und Entwicklung der Materie. Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich zwar aus astrophysikalischen Beobachtungen und aus teilchen- und kernphysikalischen Experimenten ein detailliertes Bild von der Entwicklung des Kosmos ergeben. Schon seit den 20er Jahren hat man aufgrund der sogenannten Doppelverschiebung vermutet, daß sich Milchstraßen-Clusters stetig und schnell voneinander entfernen. Man ist sich jetzt dieser Ausdehnung des Makrokosmos gewiß, und man kann die Entwicklung dieses Geschehens für etwa 10^{10} (d. h. zehn Milliarden) Jahre zurückverfolgen. Auch die Urexplosion, die damals stattgefunden zu haben scheint und die Entwicklung vom Urfeuerball zu den jetzt beobachteten Sternen und Sternansammlungen läßt sich eingehend beschreiben. Man kann sogar berechnen, daß die derzeitige Ausdehnung noch etwa 30–40 Milliarden Jahre dauern kann und daß sie dann möglicherweise von einer Schrumpfung abgelöst werden wird, die zu einem, dem Urfeuerball ähnlichen, Zusammenbruchs-Stadium führen müßte. Eine schwache, sehr niederenergetische elektromagnetische Strahlung, die den uns bekannten Weltraum gleichmäßig zu füllen scheint, wird als (extrem Doppel-verschobener) Überrest von der Urexplosion angesehen.

Diese Überlegungen stützen sich aber auf viele Annahmen, deren Gültigkeit noch ungeklärt ist. Behalten z. B. die Fundamentalkonstanten im Laufe dieser Entwicklungen ständig ihren gleichen Wert? Oder ist es möglich, daß sie sich, wenn auch nur geringfügig, ändern? Auch bleibt die Frage, wo die im Urfeuerball enthaltene Masse und Energie (die ja laut dem Energieerhaltungssatz gleich sein muß der im ganzen Kosmos enthaltenen Energie) herkommt.

Weitere ungelöste Fragen sind mit der Zahl der fundamentalen Wechselwirkungen verbunden. Sind z. B. die vier bisher beobachteten die einzigen, die es gibt? Wenn wir der im ersten Teil erwähnten Quark-Hypothese (derzufolge gewisse Teilchen wie Nukleonen aus sogenannten Quarks aufgebaut sein würden) Glauben schenken, dann müßte eine weitaus stärkere Kraft als die starke Wechselwirkung für die somit notwendige Bindung zwischen Quarks verantwortlich sein. Und wenn sich einige, derzeit noch angezweifelte Meßergebnisse der Teilchenphysik als gültig herausstellen, dann müßte man auch die Existenz einer „sehr schwachen“ Kraft im Innern einiger Teilchen annehmen. Andererseits ist es Physikern wie Einstein und Heisenberg bisher trotz großer Anstrengungen nicht gelungen, die vier bekannten Kräfte eindeutig auf nur eine Urkraft zurückzuführen.

Eine andere Art von Überlegung, die wir Heisenberg verdanken, hat sich nicht nur als äußerst wichtig für das Verständnis von Struktur und Vorgängen im Mikro-Kosmos ergeben, sondern hat uns auch vor grundsätzliche weltanschauliche Fragen gestellt. Diese Überlegungen fanden ihren quantitativen Niederschlag in den sogenannten Unschärfe-Relationen, die besagen, daß gewisse, meßbare Größen so miteinander verbunden sind, daß eine Verbesserung in der Genauigkeit, mit der wir eine Größe messen, eine entsprechende Verschlechterung in der Genauigkeit, mit der die andere Größe gemessen werden kann, zur Folge haben muß. So sind z. B. die Meßungenauigkeiten von Energie (ΔE) und Zeit (Δt) wie folgt miteinander verbunden:

$$\Delta E \cdot \Delta t \geq h / 4\pi.$$

Da uns die Größe h ja schon als Konstante bekannt ist, sehen wir, daß z. B. jede Verkleinerung von ΔE zu einer entsprechenden Vergrößerung von Δt führen muß.

Das bedeutet nun, daß solche Größen eine gewisse „Unschärfe“ besitzen. Wenn wir z. B. die Energie eines Vorganges innerhalb einer gewissen Zeit von der Größenordnung Δt messen, dann kann diese Bestimmung die entsprechende Ungenauigkeit

$\Delta E \geq \frac{h}{4\pi \Delta t}$ nicht unterschreiten. Für Messungen in unserer Umwelt spielt diese Begrenzung keine Rolle, da die für solche Messungen benötigte Zeit so lang ist, daß das entsprechende ΔE weit unter der Ungenauigkeit unserer Meßinstrumente liegt. Im Mikrokosmos jedoch sind Energien solcher Größenordnung von erheblicher Bedeutung.

Was hat nun obige Relation mit dem hier aufgezeichneten Weltbild zu tun? Sie besagt, daß ΔE umso größer wird je kleiner wir Δt wählen; das heißt also, daß innerhalb von genügend klein gewählten Zeitabschnitten die Energie-Unschärfe beliebig groß werden kann, groß genug z. B. um die Entstehung von ganzen Teilchen zuzulassen. Um aber solche Teilchen aus Energie zu erzeugen, benötigen wir nicht nur eine der Teilchenmasse entsprechende Energie, sondern wir müssen auch die anderen Erhaltungssätze einhalten. Das führt dazu, daß z. B. Erzeugung eines positiv geladenen Teilchens nur stattfinden kann, wenn auch gleichzeitig ein negatives Teilchen gleicher Art erzeugt wird.

Wir müssen somit einsehen, daß die Natur die Möglichkeit hat, ständig Teilchenpaare zu erzeugen. Wie wir sahen, können solche Teilchen allerdings nur innerhalb einer Zeitfrist Δt bestehen, die weitaus zu kurz ist, um Beobachtungen oder Messungen anzustellen. Wir müssen also damit rechnen, daß innerhalb der von Δt begrenzten Zeitfrist die von der entsprechenden Unschärfe ΔE zugelassene Energie für alle Vorgänge benützt werden kann, die von den Erhaltungssätzen erlaubt werden. So haben wir denn im Gefüge der Ordnung, die wir den Erscheinungen aufgezwungen haben, der Natur Spielraum gelassen, Teilchenwelten zu erzeugen und sie praktisch sogleich wieder zu vernichten. Wir können diese Ereignisse nicht direkt beobachten, wissen jedoch, daß sie geschehen können. Da aber die Natur gewöhnlich auch tut, was die Naturgesetze zulassen, müssen wir darauf schließen, daß sich hinter der geordneten Welt, dem Kosmos, eine Welt des scheinbaren Chaos verbirgt, in der Materieteilchen ständig entstehen und wieder zerfallen.

Ein anderes noch ungelöstes Problem hat mit der Frage zu tun, ob der oben beschriebene, zur Zeit in Ausdehnung begriffene, Kosmos nur einer von vielen ist. Die elektromagnetischen und alle anderen uns bekannten Strahlungen sind Materiearten und damit der Anziehung der Gravitationskraft unterworfen. Über eine bestimmte Reichweite hinaus kann daher keine Strahlung von unserem Kosmos dringen. Umgekehrt ist es möglich, daß es ferne Welten gibt, von denen wir niemals Kunde bekommen können. Ob die Natur auch von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, könnten wir nur feststellen, wenn es andere, den uns bekannten Naturgesetzen nicht unterworfenen Strahlen gäbe.

Die im Triptychon von Mikrowelt, Umwelt und Makrowelt verborgene Ordnung und deren Begrenzung ist somit von der menschlichen Vernunft erkannt worden. Ob die gleiche Vernunft aber auch ausreicht, uns vor der dadurch möglich gewordenen Selbstvernichtung und Zerstörung der Umwelt zu bewahren, ist wohl das brennendste ungelöste Problem unserer Zeit.

Literatur-Hinweise

Viele der Probleme, auf die in dieser Abhandlung hingewiesen wurde, sind ausführlicher besprochen in gelegentlichen Artikeln in Zeitschriften wie Umschau in Wissenschaft und Technik, Kosmos, Scientific American sowie in verschiedenen Taschenbuchreihen. Siehe auch Hinweise im ersten Teil.

Essay über Frank Wedekinds Drama Erdgeist

Von Fritz Hagemann

Die Menschen kennen sich nicht,
sie wissen nicht, wie sie sind.

Wedekind

Der Seelenraum des Jugendwerkes ist überwunden; Skepsis gegen Gefühle und Geist ist geblieben. Venus Pandemos war selbst in „Frühlings Erwachen“ stärker als Venus Urania. Blut, Leidenschaft, Trieb, Machtwille, Daseinswille um jeden Preis bleiben als metaphysische Basis. Die „große Welt“ — ein Lieblingswort des Dichters — gewinnt Gestalt. Er steht sicher auf der Höhe des Schaffens. Mit kühlem Blick und straffer Hand zeichnet er seine Welt. Die Gestalten strahlen geschlossen aus ihrer Mitte, und der Dichter ist der ruhige Beschauer. Ich und Welt gehen eine Einheit ein, so daß die Gestalt des Werkes ein ganzes Symbol Wedekindschen Weltbildes im ungeistigen Raume, im Reiche triebhaften Lebens wird, ungebrochen, ungestört durch innere Teilnahme des Künstlers: er verschwindet hinter seinen Gestalten wie Shakespeare hinter den Gestalten seiner Werke. Er hat seinen Weltmittelpunkt, sein stärkstes Urerlebnis gefunden. Erdgeist ist die bedeutendste Tat des Dichters.

Im Zentralpunkt steht Lulu, der Nur-Trieb, die reine Natur, der ungebrochene Instinkt, roh, seelenlos, dämonhaft, die alles in den Bann, in den Kreis reißt, Männer und Weiber. Sie ist der Exponent des Naturtriebes und in ihrer Auswirkung Verhängnis. Die schicksallose Natur wird den anderen zum Geschick. Ihr Rhythmus ist der Klang des schönen weiblichen Körpers. Ihre höchste Einheit wäre die Pantomime. Die Sprache — ein geistiger Akt, hier zum Intellekt geworden — ist das Mittel ihrer „Be-seelung“: er ist der Widerspruch ihres eigentlichen Wesens, der unüberwindbar bleibt. Lulu steht jenseits von gut und schlecht, von gut und böse; ihr Wille, ihr Instinkt geht dämongetrieben zum Genuß und Ausleben ihrer reinen Natur, die nicht rein ist. Die Umwelt verfängt sich in ihrem Zauber. Der Kampf tobt um Peitschenknall und Pistole — eine Zirkushetze. Die Urkraft des Blutes bricht als nacktes Wesen hervor. Der frühere „Charakter“ anderer Dramen Wedekinds ist zum kahlen Gipfel ungefälschten Seins geworden, der Lulus und der anderen Gestalten; er scheint, was er ist, und er ist, was er scheint. Nur die Sprache, die einen Rest Geistigkeit behalten muß, scheint dem zu widersprechen und bleibt in der Tat das unlösbare Paradoxon dieser Gestaltung.

Lulu ist schön, Lulu ist unbeseelte Urkreatur. Um sie tosen die Männer in wilder Gier: Medizinalrat Dr. Goll, Dr. Schön, Alwa Schön, Schwarz, Prinz Escerny, Schigolch, Rodrigo, Hugenberg, Ferdinand.

Die Handlung eilt in rasendem Furioso. Dr. Schön, der Tiger, hat das Blumenmädchen Lulu einst auf der Straße aufgelesen und sie in die „große Welt“ geführt. Sie ist das ahnungslos unschuldig-schuldige Wesen geblieben. Nur ihr Körper spricht. Schön ist der einzige, der sie ganz durchschaut und beherrscht. Er kennt ihre Gefahr. Darum hat er sie dem alten Medizinalrat Goll verheiratet. Der Kunstmaler Schwarz soll sie malen. Er verstrickt sich in ihre Schönheit, als sie allein sind. Eine Hetze um ihren Besitz beginnt. Goll stürzt eifersüchtig herein und fällt vom Schläge getroffen tot zu Boden. Lulu hat das erste Opfer gefordert. Schwarz heiratet Lulu — der ahnungslose weltfremde Künstler das kaum zu fesselnde Naturwesen. Sie langweilt sich bei ihm und sehnt sich nach Dr. Schön. Der öffnet Schwarz die Augen über ihr Wesen. Schwarz erträgt das nicht und durchschneidet sich die Kehle. Ein Reporter nimmt geschäftsmäßig Bericht auf über den Tatbestand. Der Tanz geht weiter. Alwa fängt Feuer. Escerny wirbt gänzlich verblendet um sie. Dr. Schön steht vor der Heirat mit einer Frau aus der Gesellschaft. Lulu will es verhindern. Sie weiß: ihr allein gehört dieser Mann.

Sie hält ihm seine Ruchlosigkeit vor, ein unwissendes Geschöpf, das nicht zu ihm passe, an sich zu fesseln. Schön ist empört, er verteidigt sich: umsonst. Lulu durchschaut ihn und ist Herrscher über ihn. Er schreibt seiner Braut ab – und heiratet Lulu. In seiner Wohnung tauchen die Männer wie Schatten auf und kämpfen um Lulu: Rodrigo, Hugenberg, Schigolch, der Diener Ferdinand und Schöns eigener Sohn Alwa; nahe steht die Gräfin Geschwitz. Dieses Leben erträgt Schön nicht länger. Er will die „Dirne“ zum Selbstmord zwingen, aber sie erschießt ihn, den einzigen, den sie geliebt hat.

Die Gestalten unterscheiden sich durch den Grad größerer Gewandtheit, Klugheit oder Stärke. Der Gymnasiast Hugenberg tritt wie ein entgleister Melchior Gabor („Frühlings Erwachen“) herein, noch unwittert von einem Hauche romantischer Schwärmerei für das schöne Weib. Der Kunstmaler Schwarz steht, ein erwachsenes Kind, befangen von besseren Träumen und Idealen inmitten des Chaos. Ihm nahe ist der Prinz Escerny, mehr erörternd als handelnd, mehr spintisierend als Herr der Lage wie Dr. Schön, der einzige, der alles überschaut und durch seine kühle Überlegenheit Lulu eine Weile zwingt. Sein Sohn Alwa, immer mit künstlerischen Plänen beschäftigt und doch ohne eigentliches Talent, ist gefühlvoller; er sieht Schönheit, Körperadel, aber er hat nicht die festzupackende Energie seines Vaters, Lulu zu beherrschen. Rodrigo, der Artist, ist sein Gegenstück, die rohe Kraft, das Großmaul, das sich allein auf die Körperstärke verläßt und immer Kraftworte im Munde führt. Wie eine Parodie des Alters wirkt der täppische Dr. Goll, der Lulu eifersüchtig umtanzt. Der letzte ist Schigolch. Sein Name kündigt seine mysteriöse Herkunft; er scheint bald Lulus Vater, bald ihr Geliebter zu sein. Auch er hat sie ursprünglich heiraten wollen, wie er sagt. Seine Gestalt taucht gespensterhaft auf und verschwindet ebenso. Der Gedanke, daß auch in ihm einst die Lebensfülle und Energie eines Dr. Schön brandete, will aufkeimen.

In dieser Welt der Dämonen und Leidenschaften herrscht allein der ungezügelter Naturtrieb, das Blut, der Wille, über den anderen zu triumphieren. Dieser Raum der Triebe ist ungeistig; das Chaos hält Stunde. Kein Ethos lebt in den Gestalten; denn Ethos ist das geistige Gesetz, der Freiheitswille im geistigen Raum, das Fließen im totalen Menschen, der aus der Dreieinheit von Geist, Seele und Blut spricht. Allein der nackte Trieb herrscht, der bald den Intellekt besiegt und bald von der stärkeren Gewalt bezwungen wird: Raubtiere, gegen die Ibsens Gestalten matte Haustiere sind. Es geht um Sein und Nichtsein, um Herrschen oder Beherrschtwerden: und der Trieb ist das blinde Nicht-Anders-Können, das zum Chaos und Zusammenprall zwingt. Chaos ist Urdämon, Chaos ist Sinnlosigkeit, und über der Welt dieser Lemuren blitzt kein befreiender Strahl aus geistiger Höhe auf. Das Da-Sein ist alles, die Unfreiheit ist „Gesetz“.

Die alte Ästhetik zerfällt vor diesem Werke. In der ungeistigen Luft dieses Ringens lebt kein Schuldgefühl mehr. Kein Sinn hält diese Welt zusammen. Der Zufall herrscht. Die Tragik rast zum Gipfel und biegt im letzten Augenblick zu gellender Groteske, zur Komik um. Selbst der Tod verliert seine pathetische Geste und bedeutet eher Erlösung aus dem Taumel der fiebernden Gewalten. Das Werk ist eine Tragikomödie mehr als eine Tragödie. Wie Marionetten an unsichtbaren Fäden schwanken die Gestalten durcheinander. Ihr Wesen strahlt ungebrochen aus einer Mitte: keine Plastik, sondern Dampf, Glut, verwehender Atem, Ballung, Farbe, die im Augenblick durch den geistigen Akt der Sprache Halt, Punkthaftigkeit, hier bekommt, aber dem Gedächtnis wie ein Alptraum entschwindet. Schon in „Frühlings Erwachen“ waren die Gestalten Farbe und Leuchten, keine Rundplastik, wie die dauernden Gestalten Shakespeares. Erdgeist ist ein grausiges Puppenspiel: Macht bezwingt Macht, Klugheit die Stärke und umgekehrt. Die Welt ist ein Zirkus. Der bunte Flitter des Lebens ist Maskerade, hinter deren Schminke Weinen und Lachen sich verkrampfen, Gewandtheit, Klugheit, Stärke und Leidenschaft rasen, den Sieg zu erringen. Pessimismus, Individualismus und Subjektivismus sind die Grundlagen des Dramas. So fällt alles Tragische durch Unzulänglichkeit eines planvollen Willens ins Groteske. Soll man weinen, soll man lachen oder kämpfen? Keiner kommt zur Besinnung, keiner weiß vom anderen; er strahlt ununter-

brochen aus eigenem Blut: so reden die Gestalten aneinander vorbei. Die Beziehungslosigkeit dieser Menschen ist ungeheuer und bei ihrem heftigen Zusammenprall tragikomisch: das war vordem nie in deutscher Literatur.

Der Dialog schießt drohend steil zur Pyramide an. Jeder führt gleichsam heimlichen Sprengstoff mit, eine allzu nahe Berührung — und die Explosion ist unvermeidlich. Die Worte sind zum Äußersten geballt und schlagen wie Lufthiebe nebeneinander — bis ein Kreuzungspunkt den Riß bringt und die Klängen matt zurückfallen läßt. Der Dialog ist einfach, natürlich, aber nichts weniger als naturalistisch. Hier wird dramatischer Dialog als Expression gegeben.

Das Wesen dieser Dichtung ist tragikomisch. Die Tragikomödie ist eine unharmonische Lösung des Weltbildes: sie läßt ahnen, daß es irgendwo am Ich des Dichters oder an der Welt fehlt. Die Unfreiheit des Wedekindschen Triebraumes führt zu diesem Bilde. Er war seine Grenze: seine Stärke und Schwäche, sein Glück und sein Leid. Wir haben nicht über dieses zu richten. Die Einheit von Ich und Welt, die künstlerische Tat, die hier mit Inbrunst gestaltet und gelungen ist, ist der einzige Wertmesser. Keine versöhnende Synthese, kein Humor spannt einen erlösenden Bogen über diese kochende Welt. Sarkasmus, Grotteske, Ironie, Komik beenden das Tragische: sie sind die Pfeile des Intellekts gegen das Herz. Auch sie verraten noch ein heimliches Sehnen nach Erlösung, ein Gefühl der Unzulänglichkeit des menschlichen Geschehens und eine Angst vor dem endgültigen Ausgang tragischen Beginns.

Dieses Werk wäre in der Tat totes Marionettenspiel, wenn nicht Körper und geistiges Band der Sprache lebendiges Geschehen verrieten. Wie oft bricht nicht aus den Worten ein heimliches Sehnen nach Halt, Wahrheit und — Seele, ein Ahnen einer höheren Welt, das bald wieder vom Strudel des Kommenden hinabgerissen wird. Die Gestalten sind undefinierbar, methaphysisch im letzten wie alles wahre Leben. Wie weit war dies entfernt von den „Charakteren“ des Naturalismus, den Sammelpunkten von zufälligen Eigenschaften und psychologisch zerfaserten Figuren des Milieus.

Ein Beispiel aus „Erdgeist“, I. Aufzug, 7. Auftritt:

Schwarz (hält sie zurück): Eine Frage . . .

Lulu: Ich darf ja nicht antworten.

Schwarz (wieder an der Ottomane): Kannst du die Wahrheit sagen?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Schwarz: Glaubst du an einen Schöpfer?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Schwarz: Kannst du bei etwas schwören?

Lulu: Ich weiß es nicht. Lassen sie mich! Sie sind verrückt!

Schwarz: Woran glaubst du denn?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Schwarz: Hast du denn keine Seele?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Schwarz: Hast du schon einmal geliebt — ?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Schwarz (erhebt sich, geht nach links, für sich): Sie weiß es nicht!

Lulu (ohne sich zu rühren): Ich weiß es nicht.

Ungeheure Skepsis und ein heimliches Glauben und Glaubenwollen dieses Dichters an Sinn und Sein liegt irgendwo zwischen dem Atmen seiner Gestalten.



Unvergessene Dorothea Schlözer

Vor 200 Jahren wurde Dorothea Schlözer geboren, die 1787 in Göttingen erster weiblicher „Dr. phil.“ wurde.

An einem Sonntag Anfang Juni 1970 war ich in Avignon, aber nicht, um den Palast der Päpste zu besuchen, in dem gerade eine Ausstellung von Picasso zu sehen ist —, sondern das Grab von Dr. phil. Dorothea von Rodde geb. Schlözer, einer Göttingerin, die als erste Frau zum Doktor der Philosophie promoviert wurde.

Von Marseille kommend, hat sie hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ich folgte der letzten Strecke ihres Lebensweges; es war kein leichtes Leben gewesen.

Ihr Vater war der damals bekannte Publizist Professor der Geschichte, Statistik und Politik L. A. von Schlözer, Herausgeber der „Staatsanzeigen“, die von allen Regierungen gelesen wurden. Maria Theresia sagte oft bei schwierigen Staatsgeschäften: „Was würde Schlözer in Göttingen dazu sagen.“

Warum sollte seine Tochter nicht auch fähig sein, zu studieren und Examen zu machen — „le cerveau n'a pas de sexe“, er wollte es beweisen. Mit 5 Jahren konnte sie bereits Latein und Französisch, es folgten Englisch und Italienisch, sie konnte die pythagoreischen Lehrsätze erklären. Mit 11 Jahren nahm er sie mit auf eine große Italien-Reise. Sie studierte Naturwissenschaften, ging nach Clausthal/Harz und fuhr wie ein Mann mit in die Erzgruben ein. Mit 17 Jahren sollte sie die Prüfungen machen. Diese bestand sie glänzend; ihre Promotion zum Dr. phil. wurde zum 50jährigen Universitätsjubiläum bekanntgegeben.

Bei einer Reise nach Hamburg und Lübeck wurde sie mit ihrem Vater von dem Repräsentanten des Rates der Stadt Lübeck empfangen. Senator und Bürgermeister Matthäus von Rodde, aus alter, reicher Patrizierfamilie, wohl der reichste Mann von Lübeck, war Witwer, 36 Jahre alt. In seinem Hause gab es große Empfänge. Dem ehrgeizigen Mann gefiel das natürliche Fräulein Doktor gut; auf ihrer Rückreise in Hamburg machte er ihr bereits einen Heiratsantrag. Bald wurde in Göttingen die große Hochzeit gefeiert. Als Botschafter für die Freie Hansestadt Lübeck waren sie zweimal viele Monate in Paris, 1801 und 1804. M. von Rodde wurde von Napoleon empfangen, Dorothea von Josephine Beauharnais. Sie wohnten der Kaiserkrönung bei.

Es folgten dann die schweren Jahre der französischen Besetzung und der Kontinental Sperre, das war Krieg gegen England, und die Folge: schwere Verluste für die Kaufleute. Rodde war ein Spekulant und Verschwender, er hatte keinen Überblick über seine Geschäfte. Als Dorothea in Göttingen war — wo die Eltern inzwischen gestorben waren — erhielt sie die Nachricht, daß Bürgermeister Rodde bankrott sei und alle

seine Ämter niederlegen mußte. Er brach zusammen; bei ihrer Rückkehr nach Lübeck fand sie einen hilflosen Greis vor. Mit diesem Mann und ihren drei Kindern zog sie wieder nach Göttingen und wohnte bescheiden in einigen Studentenzimmern (Lange Geismarstraße 46).

Die Erziehung ihrer Kinder war ihre Hauptaufgabe. Da erkrankte ihre älteste Tochter an Bleichsucht und starb. Dann kam die Nachricht aus Schwerin, daß ihr Sohn Ludwig (24) einen Blutsturz gehabt habe, und er starb auch bald darauf. Ihr drittes Kind, die Tochter Dortchen, schien auch die Bleichsucht zu haben. Wenn sie den Winter überleben sollte, wurde ihr gesagt, dann gäbe es nur eine einzige Rettung: den Winter im Süden, in Marseille zu verbringen. Man beschloß, nach Marseille zu fahren. Nach langer, beschwerlicher Fahrt (im Mietwagen) kamen sie endlich Anfang Dezember in Marseille an (1824). Doch auch hier war zunächst nichts von der gepriesenen Wärme zu spüren. Da sie knapp an Geld waren, mußten sie bald das Hotel verlassen und einige möblierte Zimmer in einer Seitenstraße mieten. Sie wohnten in der Rue St. Ferréol 27, die auch heute noch eine schmale Geschäftsstraße im alten Marseille ist. Man sieht die hohen Fenster, die wie Türen zu öffnen sind, mit den kleinen Balkons davor. Durch die schlecht schließenden Fenster drangen der Lärm der Straße und der kalte Wind in die hohen Räume mit dem Steinfußboden; sie saßen am kleinen Kaminfeuer und sehnten sich nach dem heimatischen Kachelofen.

Die hohen Häuser, mit den alten hohen Fenstern, teils mit schönen Stuckverzierungen, stehen heute noch, in jedem Haus befinden sich Geschäfte. Die enge, ansteigende Einbahnstraße hallt wider von dem Lärm der Autos und Lieferwagen. Damals war die Straße den ganzen Tag über erfüllt vom Lärm der umherziehenden Händler, der Straßenverkäufer und der tobenden Gassenjungen. Doch sie gewöhnten sich daran. Bald wurde auch die Sonne wärmer, und sie genossen die Schönheiten der Stadt, das Leben im Hafen und in den Parks mit den vielen Blumen und Blumenmärkten. Herr von Rodde hatte im Klub die Bekanntschaften des Herrn Thulis, Direktor der Marseiller Sternwarte, gemacht, der in Göttingen studiert hatte und in Aufregung geriet, als er erfuhr, daß die Tochter des berühmten Schlözer in den Mauern der Stadt weile und so dürftig untergebracht sei. Er bot ihnen die Terrasse und den Garten seines Observatoriums an, wo sie dann ihre Tage verbringen konnte. Tochter Dortchen wurde gesund und eine viel beachtete Schönheit.

Anfang Juni, heute wie auch damals, schien die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel. Dorothea drängte auf Abfahrt, bevor die Hitze unerträglich werden würde. Man beschloß über Arles und Tarascon nach Nîmes zu fahren und rechnete bis dahin mit ihrem 2-PS-Wagen auf ungefähr zwei Wochen. Wir fahren heute denselben Weg in 2–3 Stunden. In Nîmes wollten sie längere Rast machen, um sich auszuruhen, denn die Fahrt auf den steinigigen Wegen der Provence bei der Hitze war sehr anstrengend, auch wollten sie nicht zurückkehren, ohne vorher eingehend die klassischen Sehenswürdigkeiten, die römischen Ruinen und Tempel gesehen zu haben. Mitte Juni kamen sie in Nîmes an. Die Hitze machte tagsüber jedes Umherstreifen in der Stadt unmöglich, erst die kühlen Abende konnten sie für die Besichtigungen ausnutzen. Dorothea war besonders beeindruckt von dem Dianatempel, den sie eines Abends im Mondlicht besuchte. Sie wurde von dem kalten Nordwind überrascht; ohne Schal und Umhang fühlte sie sich bald bis auf die Knochen durchkühlt, eilte in das Hotel zurück, wo die Tochter schon mit Sorge auf sie wartete. Sie bekam Schüttelfrost und Fieber; doch nach einigen Tagen Bettruhe schien sich ihr Zustand zu bessern, und Dorothea drängte auf Weiterreise nach Avignon. Doch hier konnte sie das Hotel nicht mehr verlassen. Der Arzt stellte eine Lungenentzündung fest und machte wenig Hoffnung auf Genesung. Den Palast der Päpste hat sie nicht mehr gesehen, auch nicht Vacluse mit den Erinnerungen an Petrarca.

Nach zwei Wochen in Avignon ist sie eingeschlafen, die letzten Gedanken galten ihrer Tochter und dem hilflosen Ehemann, die nun allein nach Göttingen zurückfahren mußten. (Herr von Rodde ist 5 Monate später gestorben). Auf dem Friedhof St. Véran vor dem Tore St. Lazare in Avignon hat sie ihre letzte Ruhestätte gefunden. Gleich bei

dem Haupteingang rechts findet man ihr Grab mit der großen weißen Marmortafel mit lateinischer Inschrift.

Die deutsche Übersetzung der Grabinschrift lautet:

Dorothea de Rodde
aus dem Geschlecht der Schlözer
geboren in Göttingen am 10. August 1770
gestorben in Avignon am 12. Juli 1825
Im Alter von 17 Jahren erhielt
sie die Ehren des Doktors der Philosophie.

Die männliche Geisteskraft, die ein Gott Dir eingegeben hat, ist Höhepunkt und Schutz Dir während Deines Lebens gewesen. Diese hat Dir beim Wandeln durch die Gefilde der Gelehrsamkeit geholfen; diese hat Dich gelehrt, mit tapferem Sinn die Widrigkeiten zu ertragen. Und trotzdem sah man Dich nicht ohne weibliche Tugend, wachsend aus Dank in sanftem Lichte. Da Dich Dein Mann die für ihn bestimmte Zeit, nicht lange, führen konnte, hat bald ein schneller Tod die Seelen miteinander verbunden. Und die Tochter, die in Deiner Gesellschaft schöne Jahre verbracht hat, muß jetzt, ohne Dich, allein zurückgelassen, weichen; und als Unglückliche beklagt sie dieses Höchstmaß an Schmerzen, weil das Grab der Mutter durch keine Träne benetzt wird.“

An diesem Juni-Sonntag in Avignon setzten wir einige Topfblumen auf das Grab. Es ist hier sonst üblich, künstliche Blumen auf die Gräber zu legen. Eine sehr nette junge Pflörtnerin, die nun endlich Näheres über dieses Grab erfahren hat, versprach, die Blumen zu begießen und am 10. August 1970 zum 200jährigen Geburtstag wieder einen Blumentopf auf das Grab zu stellen.

Dr. phil. Dorothea Schlözer, Du bist in Deiner Heimatstadt Göttingen — auch nach 200 Jahren — nicht vergessen.
Adele W. Schacke

Entnommen aus „Mitteilungen“ des Bundes ehem. Schülerinnen des Hainbundgymnasiums Göttingen mit gütiger Erlaubnis der Herausgeberin, Frau Else Wurm.

Je weiter mich der Weg nach innen führt, je tiefer hinein in die Stille, um so mehr erkenne ich, was jenes Band, das seinen Ausdruck findet in unserer Zeitschrift, für alle bedeutet: Den Alten ein wunderbarer Lebensausklang, Mahnung und Wegweiser in die Zukunft den Jungen! Da ist „wirklich Frieden im Streit, Trost und Beständigkeit mitten in dieser armen, bangen, vergänglichen Zeit“. — Ja, Heimat ist ein unveräußerlicher Besitz, ein Recht, das nie abgetreten werden kann. Die Liebe zur Heimat ein Gut, das einer jenseitigen Welt angehört, dem irdischen Zugriff nicht erreichbar. Einer seiner Boten das Carolinum.
Carl Risch

Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg

Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Joh. E. Heyde

Ostern 1926 wurde das Pädagogische Institut in Rostock eröffnet. Damit begann in Mecklenburg, gleichzeitig mit den in Preußen errichteten Pädagogischen Akademien in Bonn, Elbing und Hannover die neue Lehrerbildung, die nach der in Mecklenburg-Schwerin fast 150jährigen Zeit der Seminarbildung (seit 1782) in dem folgenden halben Jahrhundert eine so stürmische Entwicklung genommen hat. Es war in Mecklenburg ein sehr kümmerlicher Anfang mit 2 hauptamtlichen Dozenten unter Leitung des Direktors Dr. Kolz. Einige Universitätsprofessoren mit Lehraufträgen für Psychologie (Katz) und Psychopathologie des Kindesalters ergänzten den Lehrkörper. Die Zahl der Studierenden war klein, etwa 15 Teilnehmer bildeten den ersten Kurs, nicht nur Abiturienten, ein Teil hatte die Höhere Schule nur bis Prima besucht. Die Vorlesung, die am Anfang des Studienplans des Winterhalbjahres steht, klingt trotzdem anspruchsvoll: „Das Gute und das Schöne. Eine Einführung in den Sinn der Erziehung“ (Kolz). Sehr bescheiden waren auch die äußeren Verhältnisse. Dem Pädagogischen Institut wurde das Gebäude der früheren ständischen Bücherei am Vogelsang zugewiesen. Dort ist die Lehrerbildung, die in Mecklenburg-Schwerin bisher so großzügig in Neukloster untergebracht war, bis 1945 verblieben, sehr eng und unzureichend, auch nachdem in den nächsten Jahren dahinter ein neues Gebäude, vornehmlich für Bücherei und großen Hörsaal, errichtet war.

Einen neuen Ansatz brachte aber schon bald das unter der sozialistisch-demokratischen Regierung im November 1926 erlassene Gesetz, das das Abitur zur Voraussetzung für den Eintritt in das Pädagogische Institut machte. Durch eine Reihe von Neubefugungen wurde der anfangs so kleine Lehrkörper erweitert. Es waren zunächst vornehmlich Dozenten für die einzelnen didaktischen Fächer, die berufen wurden, durchweg bewährte Lehrkräfte von mecklenburgischen, aber auch von außermecklenburgischen Höheren Schulen. Für die Didaktik des Deutschunterrichts wurde Dr. Burmeister gewonnen, der als Herausgeber einer vielbenutzten Fibel für den ganzheitlichen Unterricht bekannt geworden ist, für Mathematik und Rechenunterricht Dr. Drenckhahn, der nach 1945 eine führende Stellung bei dem Aufbau der Pädagogischen Hochschulen in Schleswig-Holstein eingenommen hat, für den Biologieunterricht Dr. Edelbüttel, der obwohl aus Hamburg berufen, bald ein vortrefflicher Kenner der mecklenburgischen Tier- und Pflanzenwelt und der mecklenburgischen Landschaft wurde, für Geschichte Dr. Folkers, der einen Namen hatte als Kenner des mecklenburgischen Volkstums und des mecklenburgischen Dorfes und seiner Bauernhäuser, für Erdkunde Dr. Gerdessen, der als Volksschullehrer promoviert hatte und dadurch für diese Arbeit besonders qualifiziert galt, für Musikerziehung der kürzlich verstorbene und posthum mit dem Kulturpreis der mecklenburgischen Landsmannschaft ausgezeichnete Friedrich Siems. Die pädagogischen Grundwissenschaften (Erziehungswissenschaft) wurden vertreten durch den Direktor Dr. Kolz und dem Unterzeichneten. Psychologie lehrte der von Greifswald berufene Privatdozent Dr. Busemann, der nach seinem baldigen Fortgang durch den Tübinger Privatdozenten Dr. Pfahler, einem Schüler von Oswald Kroh ersetzt wurde. Philosophie endlich vertrat der gleichfalls von Greifswald berufene Privatdozent Dr. Johannes Erich Heyde. Sein 80. Geburtstag am 22. Mai d. J. gibt den Anlaß, an dieser Stelle der Anfänge seines Wirkens, aber zugleich auch der mecklenburgischen Lehrerbildung überhaupt zu gedenken. Seit April 1928 trugen die hauptamtlichen wissenschaftlichen Dozenten des Pädagogischen Instituts die Amtsbezeichnung Professor. Von ihnen und den weiterhin Genannten sind heute außer Dr. Pfahler, der als Prof. em. in Tübingen lebt, nur noch Dr. Drenckhahn, Dr. Heyde und der Unterzeichnete am Leben.

Es war ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den überaus bescheidenen Anfängen, den die Jahre 1927/28 für die mecklenburgische Lehrerbildung brachten. Aber das Pädagogische Institut in Rostock blieb doch, auch wenn man die bald folgenden Berufungen für Kunsterziehung, die mit Dr. Gehrig, dem vortrefflichen Kunstkennner und Herausgeber der Mecklenb. Monatshefte, besetzt wurde, und für Leibbeserziehung (Ernst), hinzunimmt, eine bescheidene Einrichtung, die sich mit den Preußischen Pädagogischen Akademien nicht messen konnte.

Die didaktischen Lehrkräfte hatten gegenüber denen für die pädagogischen Grundwissenschaften fraglos das Übergewicht. Das ist in dem Aufbau des Pädag. Instituts begründet. Im Mittelpunkt der Arbeit stand das Bildungsgut der Volksschule. Aufgabe der didaktischen Lehrkräfte war es, die dem wissenschaftlichen Gehalt der Lehrfächer entsprechende methodische Form zu entwickeln. Die Studenten wurden nicht gleichermaßen in alle Fächer der Volksschule eingeführt, sondern hatten sich bei ihrem Eintritt in das Pädag. Institut für zwei Fächer zu entscheiden, die Mittelpunkt ihres Studiums sein sollten. Je nach ihrer Wahl bildete dann je ein geisteswissenschaftliches und ein naturwissenschaftliches Fach als Haupt- und Nebenfach Inhalt ihres Studiums. Sie standen als „repräsentative Fächer“ stellvertretend für die übrigen Fächer. In der Pädagogik lebte der Geist der pädagogischen Reformbewegung der 20er Jahre, die durch die Namen Kerschensteiner, Nohl und Spranger gekennzeichnet ist. Die Psychologie wurde durch die Entwicklungspsychologie von Oswald Kroh bestimmt. In dieser Form hat das Pädag. Institut (seit 1933 Hochschule für Lehrerbildung) der mecklenburgischen Volksschule gedient, bis der Anfang des Krieges den Lehrbetrieb zum Erliegen brachte.

Prof. Heyde, der wie gesagt zu dem ältesten Stamm des Lehrkörpers des Pädag. Instituts gehört, hat an dem Aufbau der neuen Lehrerbildung in Mecklenburg wesentlichen Anteil. Er wurde nicht nur als vorzüglicher Lehrer geschätzt, sondern vor allem auch um seiner menschlichen Wärme und Aufgeschlossenheit willen, die ihn vielfache persönliche Kontakte zu den Studierenden gewinnen ließen. Wievielen Studenten ist er ein Lebensberater geworden und ist auch nach Abschluß der Ausbildung mit ihnen in Verbindung geblieben. Der enge persönliche Kontakt zwischen Studenten und Dozenten, den Prof. Heyde besonders pflegte, war aber kennzeichnend für das Leben am Pädag. Institut überhaupt. Die Enge der Verhältnisse und die geringe Zahl der Studierenden ließen gerade in den ersten Jahren eine Gemeinschaft wach werden, die von echt menschlichen Bezügen getragen wurde. Erst die Zeit nach 1933 hat einen anderen Geist in dem Zusammenleben aufkommen lassen.

Prof. Heyde war aber zugleich reiner Wissenschaftler. Auch in dem Wesenszug mag er den Lehrkörper des Pädag. Instituts repräsentieren. Nach Auflösung der HfL wurde er an die wiedereröffnete Rostocker Universität mit dem Lehrauftrag für Philosophie berufen. 1947 siedelte er nach West-Berlin über und erhielt das Ordinariat für Philosophie an der Technischen Universität. Hier hat er mehr als zwei Jahrzehnte mit großer Hingabe und Erfolg gewirkt. Die Zahl seiner Veröffentlichungen war schon in seiner Rostocker Zeit groß. Sie wuchs weiter in der Zeit seiner Wirksamkeit an der Berliner Technischen Universität. Es ist keine leichte Gedankenführung, die Heyde in seinen zahlreichen philosophischen Veröffentlichungen dem Fachgelehrten – nur der wird zu ihnen greifen – zumutet. Wer mit philosophischer Gedankenführung und Terminologie nicht vertraut ist, wird bald die Lust an der Lektüre verlieren.

Aber Heyde wäre nicht der von den Studenten des Pädagogischen Instituts hochgeschätzte Lehrer gewesen, wenn er nicht auch anders hätte schreiben können. Von seinen in seiner Rostocker Zeit geschriebenen Büchern seien nur zwei genannt, die vielen Studierenden hilfreiche Dienste geleistet haben. Das eine ist das jetzt in 7. Auflage vorliegende, auch in andere Sprachen übersetzte, Buch „Technik der wissenschaftlichen Arbeit“. Die praktischen Anweisungen, die hier über wissenschaftliche Lektüre, Aufbau wissenschaftlicher Arbeiten, Anlage von Karteien usw. gegeben werden, haben vielen den Weg zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten gewiesen. Daß das Buch auch schon damals in Rostock viel benutzt wurde, ist ein Beweis für die ernste wissenschaftliche Arbeit, die an dem Pädag. Institut geleistet wurde.

Die zweite, zwar rein theoretische, aber auf die Arbeit der Volksschule ausgerichtete Arbeit Heydes aus seinen Rostocker Jahren ist als erster Teil in dem mit dem Leiter der Versuchsschule des Pädagog. Instituts (Hans Martin) gemeinsam herausgegebenen Buch „Grundlage und Gestalt ganzheitlicher Unterrichtsweise“ (1937) erschienen. Heute ist der „ganzheitliche Unterricht“ jedem Lehrer geläufig und in dieser oder jener Gestalt gängige Unterrichtsform der Volksschule. Damals aber gehörte die Rostocker Hochschule zu den pädagogischen Arbeitsstätten, die als erste den Weg zu der neuen Methode wiesen. Heyde hat in dem genannten Buch eine tiefgreifende Grundlegung des Begriffs „Ganzheit“ gegeben. Das Buch ist auch heute nicht überholt und zeigt, wie abstrakte philosophische Begriffe der Praxis des Elementarunterrichts dienen können, wenn sie von einem Philosophen gedeutet werden, der zugleich echter Pädagoge ist.

Echte Pädagogen, von der Größe ihrer Aufgabe erfüllte Erzieher und zugleich auf neue, wissenschaftlich begründete Formen des Unterrichts ausgerichtete Lehrer, waren aber alle Lehrkräfte des Pädagogischen Instituts. Was die Arbeit der Rostocker Hochschule kennzeichnet, ist einmal die starke Betonung des Sachgehalts der Unterrichtsfächer, deren facheigene Unterrichtsform zu entfalten; Aufgabe der Lehrkräfte für Didaktik war. Eine Besonderheit des Rostocker Pädagogischen Instituts war weiterhin darin gegeben, daß pädagogische Theorie und Praxis aufs engste miteinander verbunden waren. Übungs- und Versuchsschule waren der Hochschule integriert, nicht nur verwaltungsmäßig, sondern dadurch, daß jeder Dozent regelmäßig 6 Wochenstunden Unterricht an den Institutsschulen zu erteilen hatte. Die Erfahrungen dieser Unterrichtsstunden, denen die Studenten vielfach beiwohnten, wurden dann in den pädagogischen Übungen ausgewertet und in wissenschaftlichen Veröffentlichungen verarbeitet. Was Heyde in dem genannten Buch über ganzheitlichen Unterricht mit philosophischer Klarheit und Tiefe schreibt, ist somit in den pädagogischen Erfahrungen des eigenen Unterrichts an den Institutsschulen begründet.

In diesen Zeilen sollte noch einmal hingewiesen werden auf die heute fast vergessenen Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg. Der 80. Geburtstag von Prof. Joh. E. Heyde gibt Veranlassung, dessen zu gedenken. Denn Heydes Wirken an dem Pädagogischen Institut kann als kennzeichnend gelten für die gesamte Arbeit an der neuen Hochschule: allen Dozenten ging es um ernstes wissenschaftliches Suchen im Dienste der Arbeit an der Jugend. Die Arbeit des Pädag. Instituts umfaßt nur etwa 15 Jahre, und bald wird keiner mehr am Leben sein, der sich deren noch aus persönlicher Mitarbeit erinnert. Aber es ist ein Stück mecklenburgischer Schulgeschichte. Darum sollte in diesen Zeilen noch einmal an die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg erinnert werden.

Auch für Joh. E. Heyde liegt das weit zurück. Eine Fülle wissenschaftlicher Arbeit und mancherlei akademische Ehren, die ihm zuteil geworden sind, liegen dazwischen. 1963 wurde ihm in einem feierlichen akademischen Akt die Würde eines Ehrensenators der Technischen Universität verliehen, „in Würdigung seiner außerordentlichen Verdienste um die Technische Universität Berlin, die er sich durch seine unermüdete Mitwirkung an der akademischen Selbstverwaltung sowie durch international anerkannte Beiträge zur philosophischen Forschung erworben hat“, heißt es in der Verleihungs-urkunde. Aber alles das hat ihn die Rostocker Zeit nicht vergessen lassen. In dankbarer Würdigung dessen, was ihm die mecklenburgische Lehrerbildung in den Jahren seines Wirkens an dem Pädagogischen Institut (Hochschule für Lehrerbildung) zu danken hat, grüßen ihn zu seinem 80. Geburtstag seine mecklenburgischen Freunde und Schüler.

Mögen Ihnen, hochverehrter, lieber Herr Heyde, die körperlichen und geistigen Kräfte, deren Sie sich bislang erfreuen konnten, auch im 9. Jahrzehnt Ihres schaffensfrohen Lebens erhalten bleiben! Das wünsche ich Ihnen in alter Freundschaft.

Ihr F. Scheven.

175 Jahre Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft

Goethe und Schiller gaben erstmals gemeinsam die „Xenien“ heraus, als am 2. März 1797 von landwirtschaftlichen Grundbesitzern und Pächtern in Neubrandenburg (im damaligen Herzogtum Mecklenburg-Strelitz) die älteste heute noch bestehende Hagelversicherungs-Gesellschaft der Welt gegründet wurde. Schon 1801 konnte der Geschäftsbetrieb um die Feuerversicherung erweitert werden. Damit ist die Mecklenburgische zugleich auch die älteste überregionale Versicherungs-Gesellschaft in Deutschland.

Nachdem sich das Versicherungsangebot bis ins 20. Jahrhundert auf die Sparten Hagel und Feuer beschränkte, kamen bis 1945 zunächst ergänzende Sachversicherungszweige hinzu. Im Zuge der sich abzeichnenden Motorisierung wurden 1951 auch die Zweige der Haftpflicht-, Unfall- und Kraftfahrtversicherung aufgenommen. Ihre Fortsetzung fand diese dynamische Entwicklung durch die im Jahre 1971 erfolgte Gründung der „Mecklenburgischen Leben“, die ihren Geschäftsbetrieb inzwischen aufgenommen hat. Außerdem ist die Aufnahme der Rechtsschutzversicherung durch eine weitere Tochterunternehmung vorgesehen.

War die Mecklenburgische in ihren Anfängen zunächst räumlich begrenzt, so wurde bereits nach wenigen Jahren auch die Aufnahme von „Ausländern“, d. h. Nichtmecklenburgern, beschlossen. Bis 1945 hatte sie sich das nördliche Reichsgebiet, mit Schwerpunkten im mittel- und ostdeutschen Raum erschlossen. Nach 1945 stieß die Gesellschaft von ihrem neuen Sitz in Hannover aus auch in Richtung Süden vor; heute befindet sich die südlichste ihrer insgesamt 20 Geschäftsstellen in Freiburg im Breisgau.

Gegründet von Landwirten für Landwirte ist die Mecklenburgische bis auf den heutigen Tag der Landwirtschaft verbunden geblieben. Mehr und mehr haben im Laufe der Zeit auch Angehörige anderer Berufe in Stadt und Land zu ihr gefunden. Bei stets wachsendem Kundenkreis hat die Mecklenburgische bewußt ihre Rechtsform als Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit beibehalten.

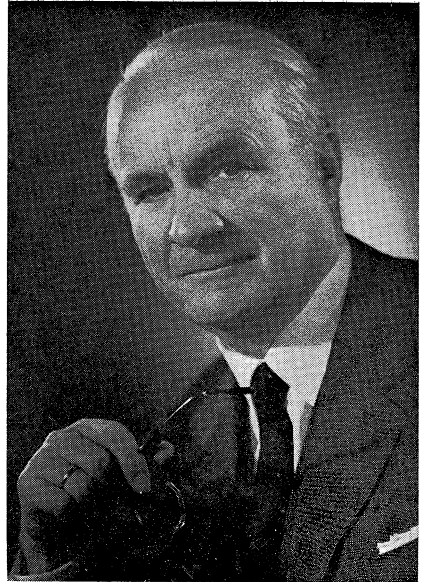
In den 175 Jahren ihres Bestehens hatte die Gesellschaft zahlreiche politische und wirtschaftliche Krisen zu überstehen. Beispielsweise führte die Kleinstaaterei dazu, daß 1826 in Schwedt und 1840 in Greifswald Mitglieder eigene Unternehmen ins Leben riefen. Durch den 2. Weltkrieg verlor die Gesellschaft 89 % ihrer Bestände. Dennoch hat sie sich nicht nur behauptet, sondern nach Raum, Sparten und Mitgliederzahl stetig weiterentwickelt. Insbesondere seit ihrem Neuaufbau nach 1945 und ihrer Wiedervereinigung mit der Schwedter und Greifswalder Versicherungsgesellschaft hat die Mecklenburgische unter der Führung ihres in den Verbänden der Versicherungswirtschaft seit Jahrzehnten tätigen Generaldirektors Dr. jur. Hermann St e c h einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die Beitragseinnahmen der Mecklenburgischen haben inzwischen die 70-Millionen-Grenze erheblich überschritten. Die große Zahl der Gratulanten aus dem öffentlichen Leben und der Wirtschaft zur Jubiläumsfeier am 2. März 1972 bestätigte, daß die Mecklenburgische heute einen fest gefügten Platz in der deutschen Versicherungswirtschaft einnimmt.

Festansprache

Zum 175jährigen Bestehen der
„Mecklenburgische
Versicherungsgesellschaft a. G.“

von

Generaldirektor Dr. jur. Hermann S t e c h
Vorsitzender des Vorstandes



Meine hochverehrten Herren Vertreter der Behörden!

Hochverehrte Ehrengäste!

Liebe Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter, Pensionäre!

Meine Damen und Herren!

Heute vor 175 Jahren ist die „Hagelschaden-Assekuranz-Gesellschaft in den Mecklenburgischen Landen“ gegründet worden. Vier Jahre später, am 3. März 1801, rufen die Hagelgründer auch eine „Mobiliar-Brand-Assekuranz-Gesellschaft“ ins Leben. Beide Gesellschaften bestehen 101 Jahre getrennt nebeneinander, unter personengleich zusammengesetzten Direktorien, deren Mitglieder auf sechs, später vier Jahre gewählt werden und ihre Ämter ehrenamtlich führen. Im Dezember 1862 tritt die „Mecklenburgische Immobilien-Brand-Versicherungs-Anstalt“ als drittes selbständiges Institut unter ebenderselben Leitung hinzu. Wieder achtundzwanzig Jahre später, am 2. März 1890, werden die beiden Feuerversicherungs-Unternehmen zur „Mecklenburgischen Feuerversicherungs-Gesellschaft“ verschmolzen, die dann im Jahre 1902 mit der Hagel-Schwesteranstalt zur „Mecklenburgischen Hagel- und Feuer-Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit“ vereinigt wird. 1957 endlich, nun hier in Hannover, nach stufenweiser Erweiterung des Geschäftsbetriebes auf die Nebenzweige der Sachversicherung und 1951 auf die Haftpflicht-, die Unfall- und die Kraftverkehrsversicherung, nimmt die Gesellschaft an ihrem Sitz in Hannover die Firma „Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft a. G.“ an, unter der sie gegenwärtig besteht.

Die Gründung der Hagelschadens-Assekuranz-Gesellschaft im Jahre 1797 und der Mobiliar-Brand-Assekuranz-Gesellschaft in 1801 waren Pioniertaten.

Wie sah es damals in Deutschland aus? Der Geist der Aufklärung, der Jahrzehnte zuvor Philosophie und Literatur ergriffen hatte und nun gegen Ende des Jahrhunderts eine langanhaltende Epoche von klassischer Ausprägung über Deutschland und Europa heraufführte, war kurz zuvor noch von den Ideen der Französischen Revolution von 1789 beflügelt worden. Immanuel Kant in Königsberg, Fichte in Jena erdenken neue Vorstellungen über den Geist und die Charakterbildung des Menschen. Die Großen in Weimar schaffen das Weltbild des Idealismus; Goethe vollendet sein episches Gedicht „Hermann und Dorothea“. In der Baukunst entsteht aus Langhans', Gillys

und Erdmannsdorfs Schöpfungen der deutsche Klassizismus, den später Schinkel in Berlin, Laves in Hannover und Klenze in München in herrlichen Bauten von überzeitlicher Wirkung fortführten. Den Baumeistern stehen große Männer der Plastik wie Schadow und Rauch nicht nach. Vollends in der Musik bringt das Dreigestirn Mozart, Haydn und Beethoven eine nicht vorher und nicht nachher wieder erreichte Blütezeit; 1797 wird Schubert geboren. In der Naturwissenschaft werden mit James Watts Dampfmaschine und dem von Volta entdeckten chemischen Element Naturkräfte durch Menschengestalt zu friedlichem Nutzen gebändigt, auf denen später bis heute zwei und drei technische Zeitalter aufbauen.

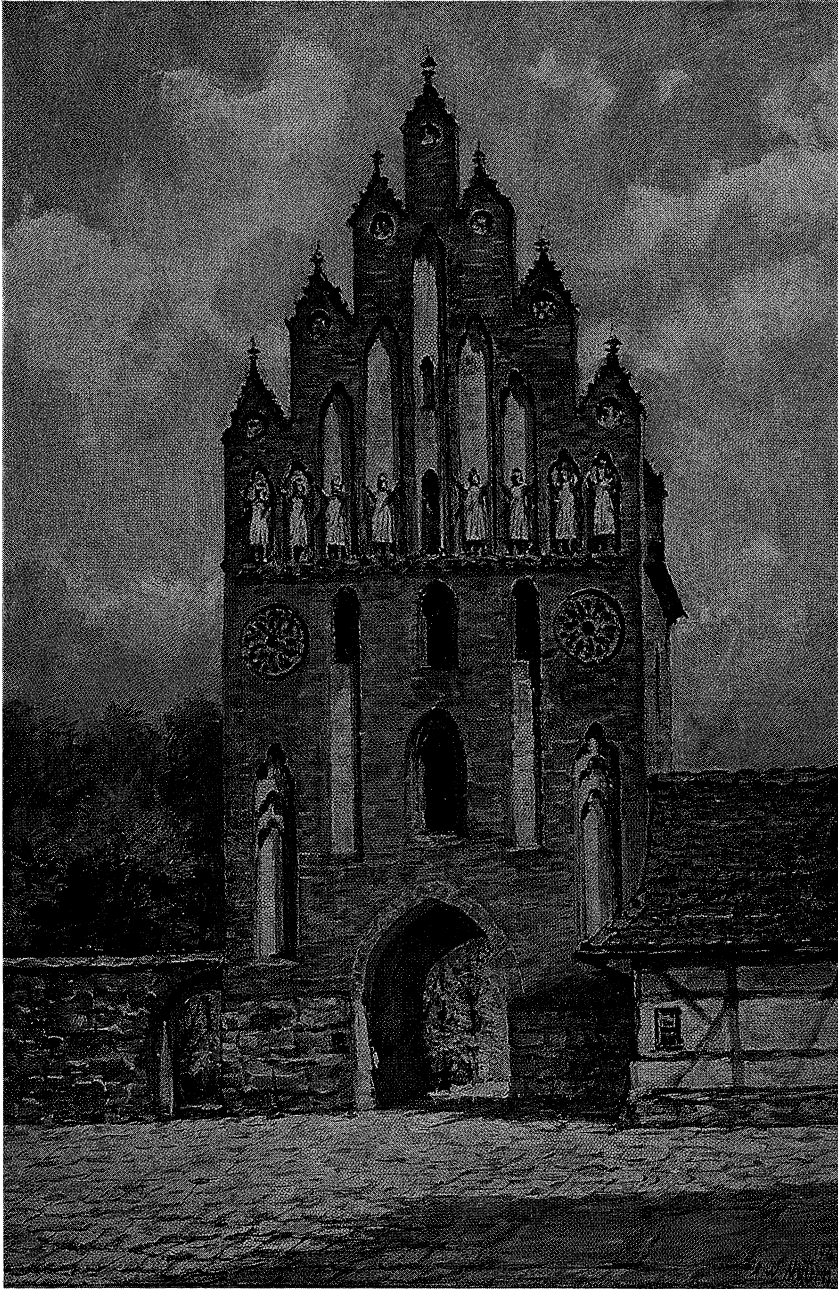
War so in jener Zeit der menschliche Geist nicht allein in Deutschland, aber zumal dort, in einer breit strömenden Regsamkeit begriffen, die noch uns Heutige erstaunen macht, so war andererseits das staatliche Leben in den überlieferten Formen des Römischen Reiches Deutscher Nation und seiner Glieder, der seit 1648 souveränen Einzelstaaten, nur wenig verändert. Indes, der ehrwürdige Bau war morsch geworden, und es bedurfte nur noch eines Anstoßes von außen, um ihn zu Fall zu bringen. Dieser Anstoß kam durch Napoleon, der aus den Revolutionskriegen nach 1792 emporgestiegen und 1804 zum Kaiser der Franzosen gekrönt, im Jahre 1806 sechzehn deutsche Fürsten, die sich unter seinem Druck zum Rheinbund zusammengeschlossen hatten, nun dazu zu bewegen vermochte, sich vom Reiche loszusagen, worauf Kaiser Franz II. die Würde des Reichsoberhauptes niederlegte und sich hinfort Kaiser von Österreich nannte.

Vor diesem Hintergrund großen politischen Geschehens, aber auch eines glänzenden Geisteslebens der deutschen Nation, ist nun im großen und im kleinen das Bestreben und die Fähigkeit der wirtschaftlich denkenden Zeitgenossen zu sehen, das ökonomische Tätigwerden auszudehnen und im besonderen nach neuen Formen der Vereinigung wirtschaftlicher Kräfte zu suchen. Ein solcher Vorgang im kleinen ist auch die auf dem Gedanken der Selbsthilfe der Landwirte beruhende Gründung der Versicherungsgesellschaft gegen Hagelschäden, wie sie sich 1797 in Mecklenburg vollzog.

Die Mecklenburgische — die älteste private Versicherungsgesellschaft in Deutschland

Zwar war diese Gründung nicht die erste dieser Art: Im Jahre 1791 war im benachbarten Braunschweig eine Hagelversicherungsanstalt auch von Privatleuten gegründet worden, aber nach wenigen Jahren wieder eingegangen. Es folgte in Mecklenburg der zweite Versuch, und er war von Dauer, ebenso wie die sich anschließende Gründung der Mobiliar-Versicherung, die beide in ihren Sachbereichen bis heute als die ältesten privaten Versicherungsgesellschaften in Deutschland, die Hagelversicherungsanstalt als die älteste in der Welt, fortbestehen.

Versicherung durch freiwillige rechtsverbindliche Personenvereinigung war in Deutschland und anderswo zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht an sich neu, aber doch nur vereinzelt vorhanden, so in Hamburg und an kleinen und großen Seeplätzen der deutschen Küsten zur Verteilung der Risiken von Schiff und Ladung lange gebräuchlich, im norddeutschen Binnenlande auch gegen Feuerschäden in der lockeren Form der Gilden bekannt und bewährt. Auch die ebenfalls nach dem Gegenseitigkeitsprinzip im 18. Jahrhundert von den deutschen Landesherrn oder von den Landständen vielenorts gegründeten öffentlich-rechtlichen Gebäudeversicherungsanstalten verfolgten den gleichen Zweck; sie sammelten indes — vorerst mehr als Verwaltungsorgane zur Handhabung öffentlich-rechtlicher Daseinsvorsorge — ein von Kron- und Staatsgut abgesondertes Zweckvermögen zur Vergütung von Feuerschäden an Gebäuden an. Daß nun auch am Ende des Jahrhunderts Privatleute über Versicherungsgründungen gegen Elementarschäden an ihrem beweglichen Vermögen nachdenken, hat der damals moderne Zeitgeist bewirkt, der Leistung und Gegenleistung der Versicherungsteilnehmer als eine der ersten dauerhaften Frühformen modernen über regionalen Genossenschaftsdenkens in die Praxis umsetzt. Da nun in Mecklenburg wie auch sonst im Binnenlande die Landwirtschaft der weit überwiegende Teil wirtschaftlicher Betätigung ist, erklärt sich leicht, daß auch in diesem Bereich die ersten Schritte zur Versicherung gegen Elementarschäden in Ernte und Inventar gemacht werden.



Eines der berühmten gotischen Stadttore des mecklenburgischen Neubrandenburg: Das um das Jahr 1400 errichtete NEUE TOR — das Wahrzeichen der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft.

Federzeichnung: Helmut Elsner

Sezessionen, insbesondere in Schwedt und in Greifswald

War nun zwar die Versicherungsidee bekannt, so blieb gleichwohl die Ausführung schwierig; aber sie glückte in dem in Mecklenburg sorgsam unternommenen Versuch, und hierauf stützten sich in der Folgezeit zahlreiche Hagel- und Feuerversicherungs-Gründungen in Deutschland und in den Nachbarländern. Neu ist an den mecklenburgischen Erstgeburten privaten Rechts, daß sie alsbald den örtlichen Bereich verlassen und über die innerdeutschen Grenzen hinausgehen, zunächst schon von 1800 an ins preußische und hannoversche „Ausland“, wie man damals sagte, wo sie unter den interessierten Landwirten großen Anklang fanden und von den Behörden wohlwollend behandelt wurden. 1827 finden wir auch die erste niedersächsische Agentur hier in Hannover. Aber nach dem ersten Vierteljahrhundert führen dann Eifersucht in der Verwaltung und starrköpfige Eigenbrötelei zu schwerwiegenden Abspaltungen. Mißvergnügte Mitglieder der Neubrandenburger Gesellschaften im angrenzenden Brandenburg, später in Pommern, wahrscheinlich zu Recht mißvergnügt, weil die Mecklenburger dem wachsenden auswärtigen wirtschaftlichen Gewicht den gebührenden Anteil an der Verwaltung nicht einräumen wollten, gründen 1826 die Schwedter Hagel- und Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, 1841 die Landwirtschaftliche Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit in Greifswald. Ja sogar im heimatlichen mecklenburgischen Bereich begann sich nach 1830 das Werk der Pioniere von Neubrandenburg zu spalten: 1833 und nochmals 1854 sonderten sich bedeutende Teile der mecklenburgischen Mitglieder von der Muttergesellschaft ab, jene aber vornehmlich, weil sie meinten, daß das Hagelrisiko im küstennahen Mecklenburg leichter sei als im preußischen „Ausland“ und daher billiger durch die Beschränkung auf die mecklenburgische Heimat zu beschaffen.

Diese Sezessionen sind in heutiger Sicht sicherlich zu beklagen. Daß sie nicht verhindert wurden, hat wahrscheinlich den Neubrandenburger Gesellschaften den aufsteigenden Weg zum marktbeherrschenden landwirtschaftlichen Versicherungsunternehmen in Nord- und Ostdeutschland verlegt, der ihnen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts offenstand. Daß außerdem die Mobilien-Feuer-Gesellschaft nun aber auch, ohne oder mit Abspaltungen, mit ihren wachsenden Kräften nicht die Ausdehnung auf die Feuerversicherung von Handel, Gewerbe und Privateigentum von Nicht-Landwirten suchte, lag in der selbstgewollten Beschränkung begründet, wie sie nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch andere Berufsstände damals und noch viele Jahrzehnte nachher als einen der Gegenseitigkeitsversicherung vielfach eigentümlichen Betriebsgrundsatz praktizierten. Wie es auch anders hätte gehen können, zeigt das rühmliche Beispiel der Gothaer Versicherungsbank, die Arnoldis weitausgreifender Geist frühzeitig auf alle Berufsstände in Deutschland hinlenkte und die in der Rechtsform der Gegenseitigkeit kaum weniger und kaum später als andere große Aktien-Gründungen vor 150 und 120 Jahren zu dauerhafter Blüte gelangte, wie etwa das Werk eines Merckens in Köln, eines Knoblauch in Magdeburg, eines Hansemann in Aachen und manches anderen.

Von der Umlagerechnung zur Bildung eines Reservefonds

Andererseits haben jene Sezessionen aus der Mecklenburgischen auch ihr Gutes für die Allgemeinheit gehabt. Sie haben frühzeitig Wettbewerb geschaffen, ebenso wie die späteren zahlreichen Neugründungen von privaten Hagel- und Feuer-Versicherungsunternehmen, und sie haben durch solche Öffnung des Marktes auch die Ausbildung der Versicherungstechnik gefördert. So war es zum Beispiel die Schwedter, die schon den von ihr 1826 übernommenen Neubrandenburger Geschäftsplan 1852 durch den Übergang von der nachträglichen Umlagerechnung zum Vorbeitrag/Nachschuß-Verfahren modernisierte und auch — soweit wir sehen — als erster Gegenseitigkeitsversicherer die Einrichtung eines Reservefonds plante. Das letztere war zu damaliger Zeit keineswegs selbstverständlich: Man meinte, ein Reservefonds sei ein Widerspruch zum

Gegenseitigkeitsgedanken, denn die Zuführungen zu ihm könnten ja die gegenwärtigen Mitglieder zugunsten unbekannter späterer Genossen schädigen. Es dauerte in unserem Bereich nach 1852 zwanzig Jahre, ehe die Greifswalder 1871, und vierzig Jahre, ehe die Mecklenburgische selbst 1893 sich hiervon abkehrte und den Reservefonds einführte. Nachdem es aber endlich geschehen war, wurden möglichst alljährlich Überschußanteile zurückgelegt, und die Reservefonds erreichten schon lange vor dem ersten Weltkrieg und ebenso nach Überwindung der Inflation der 1920er Jahre schnell wiederum so ansehnliche Höhen, daß die Zinsen aus ihren Kapitalien den größten Teil der gesamten Verwaltungskosten zu bestreiten vermochten. Hierbei dürfen wir Heutigen freilich einschränkend feststellen, daß damals Werbung, Kundendienst und Schadenverhütung schwach beachtete Felder in der landwirtschaftlichen Versicherung darstellten. Wir müssen allerdings auch hinzufügen, daß die Werbung sozusagen überflüssig erschien vermöge des überlieferten Zusammengehörigkeitsgefühls der Versicherten, die ihre Gesellschaft auch noch unter vielen Tausenden Mitgliedern als eine generationsweise weiterwachsende große Familie betrachteten. Heute wissen wir, daß solche Empfindungen nach der deutschen Teilung von 1945 und durch die weitere Entwicklung der landwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen der Gegenwart weitgehend im Absterben begriffen sind.

Im ganzen aber fließt die Entwicklung nach der letzten Abtrennung der Hagelmitglieder, die sich 1854 zum später großgewordenen Grevesmühlener Hagel-Versicherungs-Verein zusammenfinden, bis zum Beginn des ersten Weltkrieges gleichmäßig fort. Die mecklenburgischen Gründungen und die aus ihnen hervorgegangenen Unternehmungen bleiben leistungskräftig und finanzstark, auch wenn die in den ersten Pioniertaten liegenden Chancen einhundert Jahre lang ungenutzt ruhen.

Einen großen Einschnitt brachte die Geldwertveränderung nach 1918. Sie zerstörte die Kaufkraft der Goldmark und damit den Wert des Entschädigungsversprechens in Geld. Wie die Versicherungsunternehmen dieser Zerstörung zu begegnen suchten, ist viel beschrieben worden, ebenso auch, wie in der allgemeinen Erholung der deutschen Volkswirtschaft unter der neuen Reichsmark von 1924 die selbständig gebliebenen Versicherungsunternehmen rasch wieder zu Kräften kamen. Unserer Mecklenburgischen und ihren Töchtern blieben neben einigen 100 000-RM-Reserven — und darin günstiger als 1945 — auch ihre inneren Reserven erhalten, das überlieferte Zugehörigkeitsgefühl der zu neuen Umlageleistungen bereiten Mitglieder, ihre Betriebsgrundlagen und der ungebrochene Leistungswille des unversehrten Mitarbeiterstammes, und mit allem diesem gewann sie in wenig mehr als zehn Jahren die alte Leistungskraft zurück.

Die große Zäsur: Die Katastrophe von 1945

Mit dem Zusammenbruch Deutschlands am Ende des zweiten Weltkrieges erfaßt die große Zäsur von 1945 auch die Wirtschaftsunternehmen. Das aus unterschiedlichen Staats- und Wirtschaftssystemen hervorgehende Besatzungsrecht legt im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands die eingessenen und in Zweigniederlassungen vertretenen Geldinstitute und Versicherungseinrichtungen still — wie der neue Fachausdruck lautet. Anders in den drei westlichen Besatzungszonen: Die dortigen Militärregierungen lassen das deutsche Handelsrecht im Betrieb der Individualversicherung im wesentlichen unangetastet und halten die Staatsaufsicht aufrecht. Die von ihren Gesellschaftssitzen in der sowjetischen Besatzungszone abgeschnittenen Bezirksdirektionen in den Westzonen finden sich allmählich zu selbständigem Handeln zusammen und treten in der britischen Zone unter Ausweichdirektionen, später Zonenhauptverwaltungen. In die Vorbereitung der umfassenden Geldumstellung im sogenannten Vereinigten Wirtschaftsgebiet werden Banken und Versicherungsunternehmen schon beratend mit einbezogen. Das große Werk der Währungsreform, von den drei westlichen Militärregierungen in weitgehendem Einvernehmen mit den deutschen Landesregierungen und Aufsichtsbehörden gestaltet, legt die tiefgreifenden Substanzverluste der Reichsmarkvermögen offen, aber weckt Vertrauen zur neuen Deutschen Mark und erhält Geld-

institute und Versicherungsunternehmen durch Erstaussstattung mit Deutscher Mark und mit dem Anspruch auf Zahlung der sogenannten Differenzprämie und schließlich durch das gesetzliche Versprechen auf spätere Zuteilung von Ausgleichsforderungen gegen die öffentliche Hand funktionsfähig. Hieran heute, nach 24 Jahren, vor dieser Versammlung hoher Behördenvertreter und den Repräsentanten der deutschen Versicherungswirtschaft zu erinnern und ebenso die inzwischen gesetzlich begründete Verendgültigung der 1948 stabilisierten Umstellungsrechnungen zu rühmen, ist mir ein aufrichtig empfundenes Anliegen.

Klein nur zeigte sich 1948 im Gewand der Deutschen Mark der Versicherungsbestand der Mecklenburgischen, aber im Kern gesund, worin die schon im Juni 1945 von Hannover aus wiederaufgenommene Schadenregulierung und die mühevollte Sammlung und Bestandspflege ihre Frucht tragen, welch alles Innen- und Außendienst während der letzten Reichsmark-Jahre in entsagungsvollem Dasein geleistet haben. Die Mecklenburgische ist nun auch nicht mehr ganz allein: Die einst aus ihr ausgegründeten Schwedter und Greifswalder Gesellschaften, deren jede länger als hundert Jahre unter tüchtigen Männern ihren eigenen Weg gegangen ist, haben sich in der Notzeit nach 1945 in Hannover wieder zusammengefunden. Zwar war im Sommer 1946 die Verschmelzung der drei an der Versagung der aufsichtlichen Genehmigung zunächst gescheitert, weil die britische Militärregierung nach ihren vom Kontrollrat beschlossenen Grundsätzen eine „concentration of economic power“ nicht zulassen wollte. Aber unser deutsches Zonenamt konnte sie davon überzeugen, daß hier vorerst nicht „economic power“ zu entstehen drohte, sondern daß hier nur drei Nachlaßpfleger ihre bescheidenen Massen, die die deutsche Teilung von 1945 übriggelassen hatte, vereinen und als Grundlage für den Wiederaufbau verwenden wollten. So fand sich im Spätherbst 1946 das Mittel der Bestandsübertragung als Aushilfe: Das Zonenamt Hamburg genehmigte sie mit Zustimmung der hierin einsichtigen Militärregierung – was wir dem hier anwesenden einstigen britischen Finanzoffizier Mr. Jones verdanken – am 12. März 1947, wenige Tage, nachdem der 150. Geburtstag unserer Mecklenburgischen am 2. März ohne Feier vorübergegangen war, aber uns damalige Gefährten mit neuer Hoffnung belebend und unter den wärmenden Glückwünschen alter und neuer Freunde in Hannover und aus Hamburg, aus München und aus Köln, wo auf dem alten Rheindampfer „Bismarck“ der heute zu unserer Freude unter uns weilende damalige Vorsitzende des neugegründeten Verbandes der Sachversicherer uns mit seinen kollegialen Wünschen auf einen glücklichen Wiederaufbau ermutigte.

Aufnahme der HUK-Versicherung

Unter allen diesen Marksteinen in der Sammlung und allmählichen Stärkung der so verschiedenen Kräfte, mit denen wir in die Zeit der Deutschen Mark eintraten, galt es, den Versicherungsmarkt und seine Möglichkeiten neu zu überdenken und hiernach den Geschäftsplan zu erweitern. Der alte Gedanke, der landwirtschaftlichen Kundschaft neben Hagel und Feuer auch die Versicherung ihrer sonstigen Interessen zu bieten, fand jetzt seine praktische Gestalt. Die Münchener Rück, die ebenso wie die Kölhnische Rück, die Frankona, die Albingia, zu denen sich 1948 die Bayerische Rück gesellte, unsere ersten Schritte nach 1945 förderlich begleitet hatte, stellte einen Betriebsstock bereit, und hierauf und auf eine weitgehende Rückversicherung hin vertraute uns das Zonenamt den Betrieb der HUK-Versicherung Ende 1950 an. Dieses Unternehmen nahm sich schnell auf: Landwirtschaftliche Haftpflichtversicherung war gefragt, und Autohaftpflicht und Kasko waren leicht zu erwerben. Unter den guten Ergebnissen unserer Gesellschaft, die von 1952 an siebzehn Jahre lang Beitragsermäßigungen aus dem technischen Überschuß der Kraftfahrtversicherung verteilen konnte, waren sie auch leicht zu halten. Mit zunehmender Ausdehnung der allgemeinen Motorisierung, auch durch den immer größer werdenden Kreis der nichtgewerblichen Halter, ist dann die Kraftfahrtversicherung unser größter Versicherungszweig geworden, freilich auch

die Schicksalssparte der Schadenversicherung, wie wir Kompositversicherer allesamt die Kraftfahrtversicherung heute und künftig zu werten haben.

Im Laufe der zwanzig Jahre seit der Währungsreform gelang es dann auch wieder, das Eigenkapital der Mecklenburgischen mählich aufzustocken und in angemessener Proportion zum Wachstum der Eigenbeitragsprämie zu halten. Hierzu trugen vornehmlich die Hagel- und die Kraftfahrtversicherung bei. Die Feuerversicherung gab trotz guten Verlaufs des beständig wachsenden einfachen Geschäfts unter den Anforderungen des schweren landwirtschaftlichen Risikos für Eigenkapital und Reserven nichts her, und die Aufbauzweige der Allgemeinen Haftpflicht-, der Allgemeinen Unfall- und der Strafrechtsschutz-Versicherung, die alle uns viele neue Kunden zuführten, blieben vorerst noch jahrelang mit ihren Anlaufkosten belastet, zu denen die Rückversicherer beitrugen.

In diese insgesamt günstige Entwicklung brach 1970 neben dem jäh ansteigenden Kostendruck der gewaltig erhöhte Schadenverlauf der Kraftfahrtversicherung ein, von der gesamten deutschen Schadenversicherung fast wie eine Katastrophe empfunden, und in seiner Wirkung noch dadurch gesteigert, daß auch die Feuer- und die Einbruchsdiebstahl-, schließlich die technischen Versicherungszweige sich unter den Einflüssen der Geldwertveränderung wie der technologischen Entwicklung Entschädigungsverpflichtungen in bisher unbekannter Höhe zu beugen hatten. Inzwischen ist einiges zur Abwehr der hieraus der gesamten deutschen Schadenversicherung drohenden Gefahren unternommen worden; wir stehen hierin aber erst am Anfang, und es gilt, in Anpassung an die neuen Anforderungen und in rechtlicher Ausgestaltung der Versicherungsverträge das Gleichgewicht zwischen dynamisierter Leistung der Schadenversicherer und ihrer statistisch verharrenden Prämie im Neugeschäft und mit Wirkung auf die bestehenden Verträge wiederzuerlangen. Die Ergebnisse des Jahres 1970 haben die Gefahren aufgezeigt, die von dem Ungleichgewicht zwischen Prämie und Entschädigungen her drohen; sie sind von den Versicherern, von den Aufsichtsbehörden und allmählich auch von der Öffentlichkeit erkannt worden.

Unsere besondere Aufmerksamkeit werden wir Schadenversicherer der Aufstockung des Eigenkapitals zuwenden müssen, das seine Proportion zur wachsenden Nominalprämie behalten muß. Hier gilt für uns alle, gleich welcher Branche und welcher Rechtsform, daß Eigenkapital letztlich nur aus Überschüssen gewonnen werden kann, ohne welche auch der Kapitalmarkt sich der Versicherungswirtschaft verschließen wird. Ganz besonders bedürfen die Versicherer auf Gegenseitigkeit der echten Bilanzgewinne, wenn anders ihre Rechtsform nicht bedroht werden oder gar nach und nach in Deutschland und in unseren Nachbarländern mittels Umwandlung oder Verschmelzung vom Markt verschwinden soll, wovon unseres Erachtens die gesund gewachsene Marktstruktur der Individualversicherung Schaden nehmen würde.

Wir Schadenversicherer alle haben die Zuversicht, daß es den bereits ergriffenen Maßnahmen und den weiteren Verfahren, die unsere Verbände mit den Behörden gegenwärtig beraten, gelingen wird, die 1970 sichtbar gewordenen schädlichen Einflüsse von den betroffenen Zweigen der deutschen Schadenversicherung wieder abzuwenden und der Versicherungsnehmerschaft in allen ihren Gliedern den Schutz der unentbehrlichen Leistungsfähigkeit der Versicherer zu erhalten.

Erweiterung unseres Versicherungsangebots

Unsere Mecklenburgische hat sich unterdes nach langer Planung angeschickt, ihr Versicherungsangebot den Anforderungen des Marktes gemäß zu erweitern. Mit den 1971 neu gegründeten Tochtergesellschaften, der Mecklenburgischen Leben Versicherungs-Aktiengesellschaft, zu der wir uns mit der Münchener Rück zusammengefunden haben, und demnächst auch mit der Mecklenburgischen Rechtsschutz-Versicherungs-Aktiengesellschaft, wollen wir die umfänglich ausgedehnte Nachfrage nach zusätzlicher Sicherung für Alter und Invalidität wie nach vollkommener Abdeckung des

Risikos, das die Kosten der Rechtsverfolgung in den geschützten Rechtsbereichen für das Publikum bilden, decken und damit den unserer Gesellschaft obliegenden Beitrag zur Individualversicherung leisten. Wir folgen dabei den zahlreichen Beispielen der deutschen Versicherer, die als Anbieter im Markt mit solchen Schritten den Versicherungsgedanken in immer weitere Kreise getragen haben. Daß wir später als andere Schadenversicherer hierzu gelangt sind, erklärt sich aus dem bedachtsamen, jegliche Überstürzung vermeidenden Ausbau unserer Gesellschaft nach 1948. Daß wir etwa zu spät gekommen seien, haben wir nach unserem sorgsam gebildeten Urteil nicht zu fürchten. Die Kraft unseres stetig ausgebauten Außendienstes, die seit Jahren fortgeführte Rationalisierung der inneren Betriebsabläufe, in der wir vergleichsweise weit vorangeschritten sind, der Schutz unserer Rückversicherer und schließlich der wieder einmal von einer jüngeren Generation aufgenommene alte Leistungswille, dies alles scheint uns zu gewährleisten, daß die Mecklenburgische allein und auch nun mit ihrer Lebensstochter im neuen Gewand kräftig und organisch weiterwachsen kann.

Standortbestimmung vom Tage und Dank

Nun am Schluß unseres heutigen Rückblicks auf sieben vergangene Vierteljahrhunderte und zugleich des kurzen Versuchs einer Standortbestimmung auf den 2. März 1972 gebührt es uns heutigen Männern der Mecklenburgischen, vielen zu danken:

voran den ehrenamtlich und hauptberuflich tätigen Vorgängern in rund fünf Generationen: für ihre Pioniertaten, für ihre Zähigkeit unter Rückschlägen, für ihr wachsameres Sorgen um Sicherheit, für ihre Treue im großen und kleinen;

so dann unter uns Heutigen: den Versicherungsnehmern von 1945 und nachher für ihr fortdauerndes Vertrauen, das sich aus dieser Gesinnung einiger zehntausend Mitglieder am Anfang auf die mehr als zehnfache Zahl heute übertragen hat;

unseren Rückversicherern, die sogleich nach unserem Wiederbeginn nach 1945 neue Zusagen gegeben, alte erneuert und die wechselnden Geschäftsergebnisse mit uns getragen haben;

den Aufsichtsbehörden, die uns beim Wiederaufbau nach 1945 nicht allein gelassen und mit uns den Geschäftsplan mehrmals erweitert haben;

in unserer eigenen Verwaltung: den ehrenamtlich tätigen Mitgliedern der obersten Vertretung, unserer Hauptversammlung also, den Mitgliedern des Aufsichtsrates, die zumeist durch Jahrzehnte aus Gemeinsinn Mitverantwortung getragen und nach 1945 mit dem Ansehen ihrer Person das Vertrauen der westdeutschen Versicherten gestärkt haben, sodann allen unseren Mitarbeitern im Außen- und im Innendienst, den heutigen Pensionären und den Aktiven, die mit ihrer Arbeit den Wiederaufbau vor der Kundschaft sichtbar zu machen hatten;

schließlich den Verbänden der Versicherungswirtschaft, durch deren Arbeit die Mitgliedsunternehmen informiert, beraten und vielfach gestützt worden sind.

Möchten alle diese Sachverhalte, die ich soeben dankbaren Herzens genannt habe, sich unter gegenseitigem Mittun fortsetzen! Möchte die „Zeichnung auf den Mann“, die in der Versicherungswirtschaft hinüber und herüber vom Agenten bis zur Aufsichtsbehörde den vertragsgemäßen Vorstoß an Vertrauen gewährt, überall sich in würdigen Nachfolgern fortsetzen, die im kleinen oder im großen Verantwortungsbereich unseres Hauses der von ihren Vorgängern errungenen Kaufmannshehre eigenes Ansehen beharrlich hinzuzufügen vermögen!

Mit solchen Empfindungen treten wir von der Mecklenburgischen heute in das achte Vierteljahrhundert ein, voll Stolz, aber ohne Überheblichkeit, unserer Geschichte bewußt, aber der Gegenwart und der Zukunft mit wachen Sinnen zugewandt. Von ihr erhoffen wir, was in unserer Festschrift in dem kurzen Abschnitt „Die Mecklenburgische heute“ die junge Generation so schlicht wie überzeugungstreu ausspricht: Vor uns liegen neue Ziele. Möchten sie nach Ablauf eines weiteren Vierteljahrhunderts ebenfalls glücklich vollendete Vergangenheit sein!

Der folgende Beitrag sollte schon in Heft 60/61 erscheinen, denn es jährt sich im Jahre 1971 zum 150. Male der Geburtstag eines der Direktoren unseres Carolinums, der durch seine lange „Regierungszeit“ wie durch seine markante Art des Herrschens vielen Schülergenerationen unvergeßlich blieb: Oberschulrat Direktor Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt, 1860–1904. Ein Freund unserer Zeitschrift, der Ltd. Regierungsdirektor a. D. Dr. Heinrich Klussmann in Hamburg, hatte unserem Caroliner Robert Buhrow mitgeteilt, daß er bei der Lektüre des Buches „Nomenclator Philologorum von Friedrich August Eckstein, Leipzig 1871“ auf folgende Notiz gestoßen sei: „Schmidt, Friedrich Wilhelm, geb. 18. 10. 1821 zu Kayna bei Zeitz, gebildet in Schulpforta, studierte seit 1841 in Leipzig und Halle, 1845 Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle (Latina), 1849 Lehrer an dem Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, 1857 Direktor des Gymnasiums in Herford, 1860 Direktor und Schulrat in Neustrelitz.“ — Und nun fahren wir fort nach der Festschrift 1906 von Prof. Dr. Rieck. Der Landesherr von Mecklenburg-Strelitz ernannte F. W. Schmidt nach 25 Jahren, also 1885, zum Oberschulrat und verlieh ihm zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum das Ritterkreuz des Hausordens der Wendischen Krone. Ein plötzlicher Tod rief ihn am 31. August 1904 mitten aus seiner Wirksamkeit ab, fast 83 Jahre alt.

Dr. Paul Weiglin war Herausgeber von „Velhagen und Klasing's Monatsheften“. Wir finden sein Bild im „Carolinum“ Heft 32, 1960, wo er zugleich mit dem Caroliner Dr. Friedrich Düsel, dem damaligen Herausgeber von „Westermanns Monatsheften“ zu sehen ist.
P.

Dank an Onkel

von Paul Weiglin

(Abdruck aus „Carolinum“, Heft 15, 1943)

Vielen von uns hat der alte Oberschulrat Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt das Leben schwer gemacht, und ich kenne Schüler von ihm, die auch nach Jahrzehnten mit Unbehagen oder gar mit Groll an ihn denken, denn er war ein strenger und eifriger Humanist und verfolgte mit seinem Zorn die Unglücklichen, die kein Verständnis für ciceronianische Perioden oder sophokleische Chöre hatten. Auch ich selber zählte nicht zu seinen Lieblingen. Als ich nach dem Tode meines guten Vaters zum erstenmal wieder in der Obersekunda vor ihm saß, war die erste Frage, die er an mich richtete, die, wann ich nun abginge, denn ich erschien ihm als keine besondere Zierde seines Gymnasiums. Ich brachte es denn auch im Lateinischen nur so weit, daß ich in seinen Augen genügte. Im Reifezeugnis steht, von der bewundernswert schönen Hand des Lehrers Karl Burmeister geschrieben, Onkels Urteil über mein Latein: „Grammatisch nicht ganz sicher, zeigte er doch in der Klasse sowohl wie bei der Prüfung eine anzuerkennende Gewandtheit in der Übersetzung der Klassenschriftsteller!“ Daß ich die Schule verließ, war ihm recht, daß ich Journalist werden wollte, begriff er nicht, aber er war gewiß nicht der einzige in meiner lieben Vaterstadt, der den Beruf für ein Abenteuer hielt. Als ich nach dem Examen mein erstes Berufsjahr bei der „Landeszeitung“ verbrachte, glaubten viele, daß ich Schriftsetzer würde. Man hatte vor vierzig Jahren in Mecklenburg keine sonderlich verbreitete Kenntnis von der Presse und noch weniger Respekt vor ihrer Bedeutung, was keineswegs hinderte, daß man sich in solchem Zustand recht wohlbefand.

Vor vierzig Jahren — auf einmal fällt mir ein, daß die Caroliner, die den alten Onkel gekannt haben, stark in die Minderheit geraten sind. Vermutlich weiß man von Schmidt nicht viel mehr, als daß er ein grundgelehrtes Haus gewesen ist, und daß die Primaner das Recht hatten, auf seine Scherze mit teutonischem Gebrüll zu antworten. Als ich die Schule verließ, dachte ich nicht viel anders über ihn, und als ich ihn, ein flinker Berichterstatter in der „Landeszeitung“, mit zu Grabe geleitete, hatte sich sein Bild für mich noch nicht gewandelt. Jedoch je älter ich werde, um so bedeutender erscheint mir dieser Mann. Als er mit



dem schwarzen Käppchen auf dem gewaltigen Schädel vor mir auf dem Katheder saß, war er schon sehr alt. Für ihn waren die Freiheitskriege noch lebendige, die Revolution von 1848 erlebte Vergangenheit und die Einigungskriege mit dem alten König Wilhelm, mit Bismarck, Moltke, Roon, das war und blieb für ihn Gegenwart. Wir lächelten, wenn er zu erzählen begann: „Als ich noch Collaborator in Halle war, da war da einer — ist auch schon lange tot —.“ Ach, wir ahnten in unserer dummen Jugend nichts von der Einsamkeit des alten Mannes, der nach Goethes tiefem Wort stets ein König Lear ist. Wir mußten erst selber erfahren, wie schnell es geht, und es wird still um uns, wie gern wir von den vergangenen Zeiten reden und wie mühsam es ist, uns einer anders fühlenden Jugend verständlich zu machen.

Das ist Friedrich Wilhelm Schmidt auch in beruflicher Hinsicht oft mißlungen. Er erschien uns in der bohrenden Gründlichkeit, mit der er zunächst und vor allem andern auf das Verständnis des Wortsinns seiner geliebten Klassiker drang, als ein Pedant, und ich glaube heute noch, er hätte wohl daran getan, uns auch die Menschen und Dinge so genau zu erklären wie Phrasen und Konstruktionen. Aber recht hat er doch gehabt, und wenn ich, wie oft, vor einem mir dunklen lateinischen oder griechischen Text stehe, bedaure ich, daß ich es bei Onkel bloß zu einem Genügend gebracht habe, und daß es mit der anzuerkennenden



Gewandtheit im Übersetzen nur schlecht bestellt ist. Dieser nach Aussehen und Tracht, in seinem literarischen Geschmack wie in seiner politischen Überzeugung unzeitgemäße Mann hat auf mich tief gewirkt. Ich sehe ihn längst nicht mehr als einen kuriosen Schulfuchs an, dessen Gattung zum Glück für die Jugend ausgestorben ist. Er wurde für mich zum Repräsentanten jenes Humanismus, dessen Humboldtsches Erbe das 19. Jahrhundert mit seinem wachsenden Materialismus vergeudet hat. Er war ein schwacher Poet, obwohl er seiner geliebten Schulpforte in griechischen Versen sauber zu huldigen wußte, allein es glühte in ihm ein Feuer der Begeisterung, wie es keinen Pedanten erwärmt. Er hat in uns wahrhaft für eine späte Zukunft gepflanzt. Als wir die Schule verließen, verkoppten wir unsern Cicero und unsern Sophokles, aber schon nach wenigen Jahren freuten wir uns, daß wir wenigstens den Horaz behalten hatten. Und Friedrich Wilhelm Schmidt hat mir auch fürder keine Ruhe gelassen. Er war nicht so einseitig, wie wir manchmal glaubten. Gern hat er den Segen

anerkannt, den die Mathematik für die Schulung des Geistes bedeutet. Felsenfest war er überzeugt und hat danach gelebt, daß sein Gymnasium Carolinum nach dem Willen des Stifters auch der sittlichen Bildung der Jugend auf dem Boden des christlichen Glaubens zu dienen habe. Aber neben dem, was uns unser Volk an geschichtlichen Werten hinterlassen und dem, was uns das Christentum für unserer Seelen Seligkeit gelehrt hat, stand ihm die Antike als die große kulturelle Lehrmeisterin des Abendlandes. Man kann die Aufgabe der Schule auch anders fassen und hat es getan. Für mich ist der alte Onkel in wachsendem Maß wichtig geworden, und habe ich ihn früher gescholten und belächelt, so bin ich nun schon seit vielen Jahren sein wahrhaft dankbarer Schüler, denn hinter diesem wunderlichen Gelehrten, dessen Scharfsinn beglückt schien, wenn ihm eine neue Konjektur in den „Trachinierinnen“ ge glückt war, stand die große und erhabene Überlieferung unseres deutschen Humanismus von den Tagen des Erasmus und Reuchlins bis auf unsere Zeit. Er war so namhafter, so unsterblich gelehrter Ahnen wert, und als wir in der Prima uns wunderten, daß ein Mensch von der Melodik der alkäischen Strophe so viel Wesens machen konnte, öffnete sich über unsern Häuptern die weiße Decke unserer Schulstube, und es erstrahlte in wolkenlosem Blau der Himmel Ioniens. Wir merkten es nicht. Aber seit jenen fernen Tagen sehen wir uns nach ihm, und dafür danken wir unserm Onkel.



Oberschulrat Direktor Dr. Fr. W. Schmidt (Onkel)

Die Federzeichnungen stammen von Ulrich Wellhausen. Sie stellen Illustrationen zur Kartause von Parma von Stendhal dar, und zwar „Fabrizio del Dongo lernt Latein“ und „Fabrizio auf dem Glockenturm von Grianta beim Abbate Blanes“.

Beiträge zum Neustrelitzer Theater (5)

von Annalise Wagner

Das Hoftheater 1822 — 1848

Das Musiktheater verlangte jetzt für die Aufführungen großer Opern einen völligen Umbau der Bühne, eine moderne „Maschinerie“. Über diese Umgestaltung des Theaters berichtet uns der 1. Chronist von Neustrelitz in seinem schmalen Heftchen „Versuche einer Topographie der herzoglichen Residenzstadt Neustrelitz“ 1833, folgendes:

„Das Schauspielhaus ist in seinem Innern gänzlich verändert worden. Zuerst wurde im Jahr 1822 die große Maschinerie der alten Bühne abgebrochen. Da sich unter dem Fußboden der Bühne kein hohler Raum befand, so mußte ein Souterrain ausgegraben werden, in dem eine vollkommene Maschinerie für die neue Bühne angelegt wurde. Auch ein neuer Schnürboden wurde angebracht, um die Sofitten verändern zu können. Zu gleicher Zeit erhielt die Bühne ganz neue Dekorationen. Im Jahr 1824 wurde das Auditorium und Proszenium auf Kosten des Herzogs Carl neu aufgeführt. Dem Proszenio wurde eine größere, der Bühne angemessene Breite gegeben, auch erhielt es Seitenlogen. Das Auditorium, das amphitheatralisch gestaltet war, wurde abgebrochen und erhielt eine neue Loge, die zirkelförmig auf freistehenden viereckigen Pfeilern ruht, auf welcher, in der Mitte, die durch seidene Draperieen ausgezeichnete großherzogliche Loge sich befindet.“ Daraus ergibt sich, daß eine sogenannte Untermaschinerie noch nicht vorhanden war, die aber doch bei vielen Aufführungen (z. B. Zauberflöte, Hamlet) unentbehrlich war. Diese technische Vervollkommnung hat viele Jahrzehnte hindurch den Ansprüchen einer modernen Bühne genügt. Auch der Schnürboden und die Dekorationen blieben sehr lange unverändert, sogar das Auditorium und Proszenium blieben bis zum Totalbrand 1924 die gleichen. Der verantwortliche Bauleiter war der begabte Schinkel-Meisterschüler Friedrich Wilhelm Buttell, der über 40 Jahre in Neustrelitz als Oberbaurat gewirkt hat und sich mit seinen eigenwilligen Bauten in der Stadt und im Lande einen Namen machte. Eine Übertragung in kleinem Maßstab läßt im Innern des Hauses eine Anlehnung an das Berliner Schauspielhaus erkennen, dessen Bauherr Fr. K. Schinkel war und das 1821 eingeweiht wurde. Buttell hat sich genau wie sein Meister Schinkel viel mit der Malerei und mit Bühnenbilderentwürfen beschäftigt. Somit waren also nun die technischen Voraussetzungen durch den Um- und Ausbau des alten Theaters für ein neues „Großherzogliches Hoftheater“ geschaffen. Im Jahre 1821 wurde dem Fürsten ein Kostenplan von Gley und kurz darauf einer von Herzog Carl für die Ausgaben und Einnahmen des neuen Theaters vorgelegt. Der letztere Plan war um etwa 3000 Taler höher als der von Gley.

Gleys Plan:

Ausgaben an Gagen		10 514 Taler
Direktion und Verwaltung		800 Taler
		<hr/>
		11 314 Taler
Einnahmen		
Großherzoglicher Zuschuß		6 600 Taler
Eintrittsgelder monatlich 350	=	2 800 Taler
Eintrittsgelder in den Sommermonaten		200 Taler
		<hr/>
		9 600 Taler

Herzog Carl setzte einen großherzoglichen Zuschuß von 8800 Talern an, die monatlichen Einnahmen veranschlagte er auf 400 bis 500 Taler = 4000 Taler bei 8 Spielmonaten. Somit hatte er 12 800 Taler Einnahmen und wie folgt auch die gleichen Ausgaben:

Für Gagen	10 600 Taler
Für Stücke, Opern, Rollen, Noten	400 Taler
Garderobe	400 Taler
Dekoration	400 Taler
Nebenausgaben	400 Taler
Beleuchtung	600 Taler
	<hr/>
	12 800 Taler

Der Fundus in bezug auf Mobiliar war völlig unzureichend, dasselbe betraf die Dekorationen, Kulissen und Versatzstücke. E. Grüder schreibt in ihrer Arbeit, daß „ein bürgerliches Zimmer, eine Bauernstube, ein gotisches Zimmer, ein Saal“ fehlten. Kein einziges Zimmer hatte eine Decke, sondern die blauen Friese, die den Horizont vorstellten, deckten auch alle Innenräume. „Die Verwandlungen konnten nur mit großer Mühe, einer Menge von Arbeitern und ungeheurem Lärm vollzogen werden, da nur zwei Kulissen im voraus hingestellt werden konnten. Durch die mühsame und geräuschvolle Arbeit des Anhängens, Fortschleppens gingen oft die schönsten Szenen verloren. Gley schlug vor, die Maschinerie so einzurichten, daß sechs Kulissen zugleich im voraus angebracht werden könnten, die dann leicht ohne viel Lärm hin und her zu schieben seien. Gley forderte auch 20 neue Lampen für die szenische Beleuchtung. Den meisten Vorschlägen Gleys wurde auch entsprochen, da man einsah, daß das Hoftheater in allem überholt werden müsse.

Im ehemaligen Kollegiengebäude, oberhalb der Wache, wurde nun eine Theaterdruckerei eingerichtet, die ab der Saison 1820 die wöchentlich erscheinenden Theaterzettel selbst druckte. Von dieser Zeit an besitzen wir im Neustrelitzer Theaterarchiv alle Jahrgänge der Theaterzettel, die ja besonders wichtig sind, weil sie Aufschluß über den Spielplan und die Bühnenmitglieder geben.

Nach dem plötzlichen Tode des Intendanten von Maltzahn wurde ein dreijähriger Vertrag mit dem bekannten Theatergrafen Carl Hahn über die Neustrelitzer Bühne, der mit seiner Gesellschaft hier auftreten wollte, abgeschlossen. Er hatte sich aber ausbedungen, viele Abstecher in andere Städte zu unternehmen. Jedoch waren seine Versprechungen unzuverlässig, die ihm entgegengesandten Wagen zur Abholung der Gesellschaft kamen leer zurück, da der Herr Graf sich entschlossen hatte, das Geschäft auf der Martini-Messe in Frankfurt a. O. noch mitzumachen, denn dort hatte er stets ein volles Haus zu erwarten. Da nun Direktor Gley seinen Posten als Direktor auch wieder zur Verfügung stellte und nur noch als Regisseur und Sänger tätig sein wollte, mußte sich der Großherzog nach einem neuen Intendanten umsehen. An Maltzahns Stelle trat jetzt, wenigstens für einige Jahre, der jüngere Stiefbruder des Fürsten, der Herzog Carl aus Berlin. Er hatte sich schon immer für theatralische Darstellungen und dramatische Literatur interessiert und fand in Berlin besonders im Hause des Fürsten Radziwill Gelegenheit, sich auch nebenberuflich darin zu betätigen. In diesem Zusammenhang sei an die Uraufführung des „Faust“ in Berlin im privaten Kreis vor geladenen Gästen des Hofes und der Künstler erinnert. Schon 1819 hatten viele Proben dort mit der musikalischen Untermalung des Fürsten Anton R., der ein Virtuose auf dem Cello war, stattgefunden. Die Aufführung fand im Schloß Monbijou statt. Den Mephisto spielte der Bruder des Großherzogs, Herzog Carl. Er hatte sich in den Befreiungskriegen rühmlich hervorgetan als Führer der C-Husaren (Schlacht bei Möckern), aus der er schwer verwundet heimkehrte. In Berlin spielte er eine weniger rühmliche Rolle als Präsident des Staatsrates, als Gegner der Stein-Hardenberg'schen Reformen

und Führer der reaktionären Partei am Preußischen Hof. Er war wie sein Bruder ein Freund aller schönen Künste und hatte seine Begabung als Mime besonders in Goethes Faust entdeckt. Die Titelrolle spielte Goethes berühmter Schüler Pius Alexander Wolff, das Gretchen die Stich-Crelinger. Als Schauspieler im Vorspiel trat Zelter, der Dirigent der Singakademie, Goethes Freund, auf. Chr. D. Rauch, der als Gast diese Aufführung erlebte, berichtete: „Herzog Carl spielte, wäre es nicht der Teufel selbst, wie ein Gott. Mir ward ganz unheimlich dabei.“ Ludwig Tieck äußerte: „Solch Spiel habe er nie gesehen, wie das des Herzogs Carl.“ Friedrich Förster steigerte das Lob: „Schwerlich dürfte jemals auf der deutschen Bühne ein vortrefflicherer Mephisto aufgetreten sein, als dieser Herzog Carl. Er wurde hierbei nicht nur durch sein Naturell unterstützt: Überlegenheit durch satanischen Humor, Verachtung des weiblichen Geschlechtes, Freisein von jeder Verlegenheit durch Geistesgegenwart, Schadenfreude, Heuchelei, untertänigsten Sklavensinn nach oben, sondern auch das eingelernte und eingeübte feine Benehmen des vornehmen Hofmannes, die Gewandtheit des Geldmannes kamen ihm zustatten. So großen Beifall auch die berühmten Schauspieler Seydelmann, Dessoir, Döhring und andere in dieser Rolle gewonnen haben, keiner von ihnen reichte auch nur im Entferntesten an die Virtuosität dieses Mephisto, von Herzog Carl vom Mecklenburg gespielt, heran.“

Ein bekannter Berliner Spottvers über Herzog Carl ging damals in Berlin um, der in seiner Schärfe viel Wahrheit enthalten mochte:

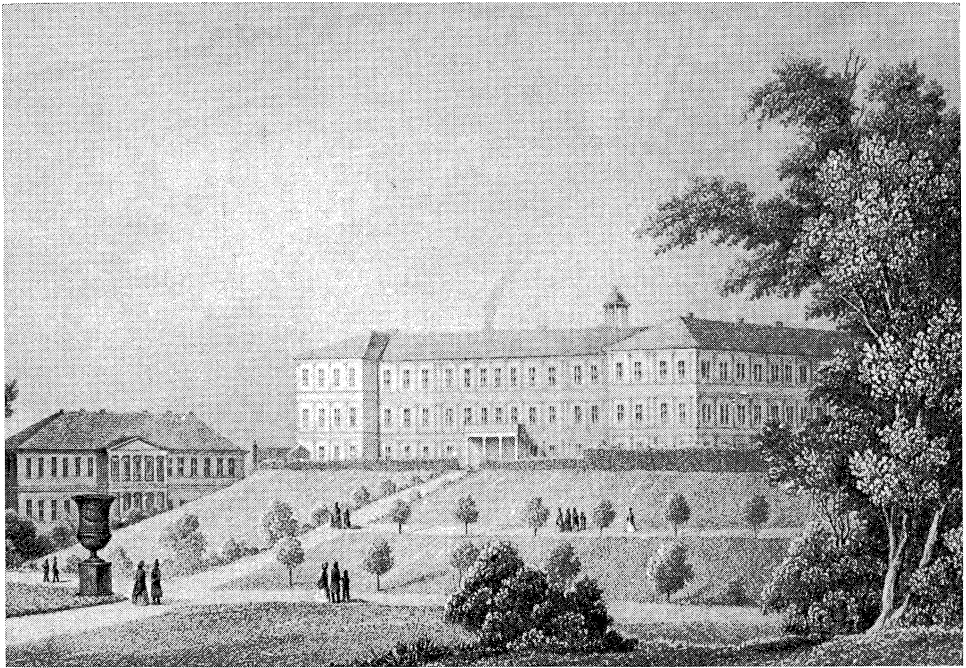
„Als Prinz, als Präsident des Staatsrats schofel —
unübertrefflich aber stets als Mephistofel!“

Die erste öffentliche Vorstellung des Goetheschen Faust fand erst 1838 im Berliner Schauspielhaus statt.

Herzog Carl wurde nun mit reichlicher Unterstützung und Berichterstattung des Hofmarschalls L'Estock die Intendanz übertragen, jedoch behielt sich der neue Intendant nur die wichtigsten Gebiete vor, wie z. B. Engagement der Bühnenmitglieder, Spielplanbesprechung, Rollenverteilung, Dekoration und Kostüme. Für Gley wurde der Oberhofmeister von Kamptz engagiert, der die Direktion in polizeilicher, ökonomischer, artistischer und szenischer Hinsicht übernahm. Oberregisseur Blumauer löste Gley in der Regie ab.

Dem Reisebuch (Ausflug nach Pommern und Mecklenburg) der mütterlichen Freundin von Henriette Sonntag, der Frau von Montenglaut, entnehmen wir folgende Kritik über das Theater: „Die Aufführung der Opern Tankred und Fanchon gaben mir endlich Gelegenheit, die Kapelle zu hören, die von dem Herrn Mantey von Dittmer, einem geschickten Klarinettenisten und gründlichen Musiker, mit Einsicht und Feuer dirigiert wird; sie bewährte sich durch Präzision und Zartheit. Die Partie des Tankred wurde von der vollen biegsamen Stimme des Herrn Mayer sehr brav ausgeführt. In Fanchon gehörte er zu den wenigen eigentlich Singenden, unter denen der kleine Proteus, Frau von Massow, als graziöse Florine, wie überall lieblich hervorstach. Ein in dieser Oper von Tomasini, dem ersten Geiger, vortrefflich exekutiertes Violin-Solo entschädigt für die Langeweile, das bei anderen Bühnen ignorierte Ariettchen anhören zu müssen.“

Das Theater hat brave Mitglieder, es bedürfte nur zuweilen einer Anregung oder Reibung von außen, um zu den sehr guten zu gehören. Die Existenz der Mitglieder ist zu gesichert, um ihnen Furcht oder Hoffnung zu lassen, und nicht brillant genug, um ihnen Reisen zu ihrer Fortbildung zu gestatten, wodurch sie also auf den ruhigen Stillstand des Bürgerlebens reduziert sind, der ihren Vorstellungen im Ensemble um so mehr Kälte mitteilt, als die Intendanz, vielleicht von notwendiger, folgerichtig gereihter Ökonomie bewegt, guten und teuern Gastspielen gewöhnlich den Auftritt und also den eingebürgerten Künstlern die Gelegenheit versagt, gute Vorbilder zu sehen und von Nacheiferung belebt zu werden. Unter den vorzüglichsten Mitgliedern verdienen Herr und Frau Posch, Herr Porth, Herr Meaubert besondere Erwähnung. Da



Das großherzogliche Schloß (Gartenseite)

weder Tragödien, noch unsere klassischen Stücke gegeben wurden, so muß ich die Herren Thieme und Solbrig übergehen, deren Ruf von großen Bühnen aus in diesen Gattungen von Darstellungen längst begründet ist.“

Die Kritik, daß es den Mitgliedern des Ensembles an großen Vorbildern fehle, war bald nicht mehr berechtigt, denn viele hervorragende Künstler rechneten es sich bald zur Ehre an, auf der Bühne des Neustrelitzer Theaters auftreten zu dürfen. Neben den nunmehr beginnenden Triumphen, die die Oper zu feiern begann, wurde dem Konzertleben mit der Einführung regelmäßiger Sinfoniekonzerte ein breiter Raum gegeben. Wesentlich verstärkt wurde das Orchester durch die 1821 gegründete Militärmusikkapelle, das sogenannte Hoboistenkorps. Leiter dieser Militärkapelle, die zu dem neu aufgestellten Infanterie-Bataillon gehörte, war Chr. Ernst Nikolai. Außerdem kam der neu gegründete „Singerverein“, der ein Vorläufer der 1840 gegründeten Singakademie war, als Verstärkung für den Theaterchor hinzu. So konnte also Vieles Nachfolger, der neue verantwortliche Leiter der Oper: Manthey von Dittmer, der ein Schüler des Münchener Hofkapellmeisters Ritter Peter von Winter war, es wagen, mit seinen zwanzig Erstaufführungen von Opern zu beginnen.

Dittmer war nicht nur ein vorzüglicher Dirigent, er war auch ein gefeierter Klavierspieler. Mit den Tüchtigsten seiner Kapelle konnte er es auch wagen, das Konzertleben neu zu erwecken. Luigi Tomasini war noch immer der große Geiger. Seine hochbegabte Tochter Friederike war als Konzertsängerin wie auch auf der Bühne beliebt und gefeiert. Der zweite Geiger Valentin van Duytz vom Pariser Konservatorium kommend, war ein nicht minder begabter Virtuose in seinem Fach. Die Gebrüder Mietzke, der Cellist Leonhard Noebe, der Oboist Reinhard, der Harfenist Faetke, der Klarinettist Lehmann und Fr. A. Völlner sind alle Meister in ihrem Fach, mit ihnen konnte Dittmer sicher in Opern- und Konzertaufführungen gehen.

Der Spielplan wird etwas interessanter: Schillers *Kabale und Liebe* und *die Räuber*, *Der Kalif von Bagdad* von Boieldieu, Schil-

lers Maria Stuart, Zamire und Azor als Oper von Greta, das Bild von Houwald, Zriny von Körner stehen auf dem Spielplan. Die Konzerte fanden im Saal des Schlosses statt, wo jedermann Zutritt hatte. Solisten der Oper übernahmen die Vokalmusik und die genannten guten Musiker traten in der Instrumentalmusik, teils auch als Solisten, auf. Die Konzerte wurden als „Musikalische Abendunterhaltung“ bekanntgemacht und noch nicht als Sinfoniekonzerte.

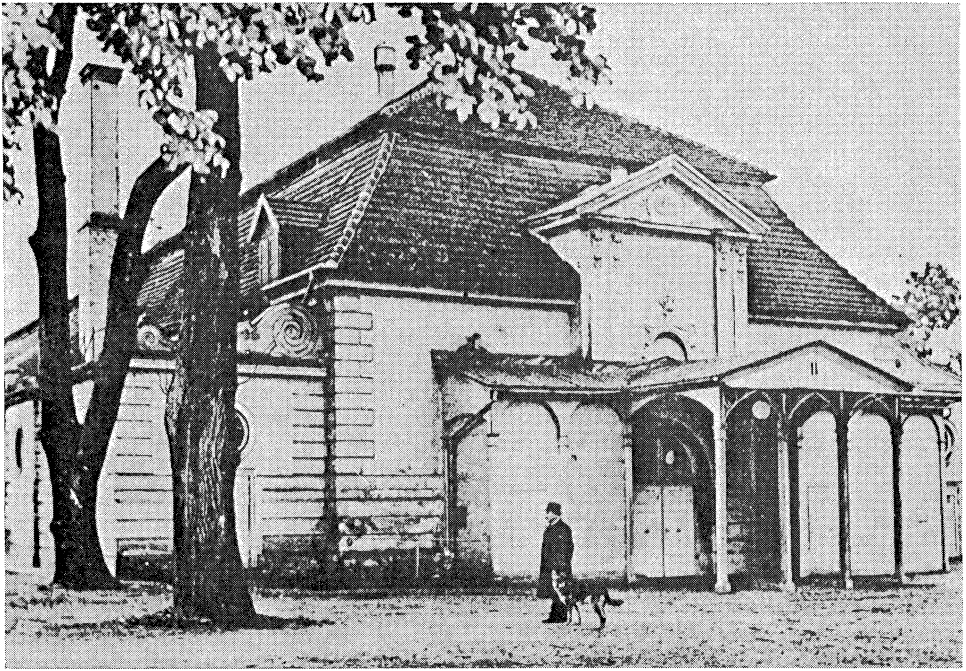
Neu engagiert war der vielseitig begabte Pauker und Cellist Traugott Eisemann, der schon 45jährig in das Orchester eintrat. Sein bunter Lebensweg hätte dem Märchendichter Chr. Andersen Stoff genug für ein wunderschönes Märchen geboten. Wir wollen kurz darauf eingehen: Eisemann wurde 1775 in Berlin als Sohn eines Seidenwirkers geboren. Mit 14 Jahren kam Traugott in die Lehre eines Gold- und Silberdrahtziehers. Nach 5 Jahren wurde er zum Gesellen freigesprochen. Er wanderte zu Fuß nach Wien. Neben der Drahtzieherei war er ein großer Freund der Musik, und er hatte es darin schon recht weit gebracht, da er jede freie Minute der Musik widmete. Sein Freund der Cellist Birnbach beeinflusste ihn, seinen Handwerksberuf aufzugeben und als Musiker beim Orchester einzutreten. So wirkte er unter Haydns Stabführung bei einer Aufführung der „Schöpfung“ mit. Aber nach fünf Jahren zog es ihn wieder zum alten Beruf, er ging nach Budapest wieder als Drahtzieher. Jedoch auch hier wieder nicht für lange Zeit, denn jetzt nahm er eine Stelle im Orchester als Pauker an, diesmal für acht Jahre. Dann zog es ihn wieder nach Berlin. Dort machte er sich selbständig als Drahtzieher und beschäftigte zwei Gesellen. Einige Freundschaften mit dortigen Musikern der königlichen Kapelle übten erneut Einfluß auf ihn aus, und er entschloß sich, in die königliche Kapelle einzutreten. In Berlin lernte er den Meckl. Strelitzer Großherzog Georg kennen, der ihn bat, doch in das Neustrelitzer Theaterorchester einzutreten (1815), und zwar als Pauker. Dieses Amt hat er bis 1864 ausgeübt, also bis zum 89. Lebensjahr. Bis zu seinem 93. Lebensjahr spielte er täglich stundenlang Cello und wöchentlich zweimal Quartett mit Kollegen, die auch bereits das biblische Alter erreicht hatten. Nur der vierte Mitspieler war erst Mitte der fünfzig. Als er einmal den pünktlichen Einsatz beim Spiel verfehlte, äußerte Eisemann ärgerlich, daß es der heutigen Jugend eben an Ernst und Fleiß fehle !!

Auch der Cellist Göpfert zählte zu den guten und begabten Musikern, der sich auch als Komponist auszeichnete (Musik zu dem Schauspiel Moses).

Nicht unerwähnt dürfen wir die bekannte Musikerfamilie Mietzke lassen, die nacheinander mit fünf verschiedenen Familienmitgliedern als Geiger sich hervortaten. Der letzte von ihnen, Ernst (gest. 1849), wurde besonders bekannt durch sein zweibändiges plattdeutsches Werk: Ut minen ollen Fründ Muse sine Huslehrertid. Vater Joh. Chr. Mietzke spielte Fagott und sein frühvollendeter Sohn gab schon als 16jähriger mit dem Orchester Konzerte in Neubrandenburg und Friedland, er war ein Wunderkind als Musiker und starb 28jährig an der Kehlkopfschwindsucht.

Als Theatermaler fungierte in dieser Zeit Aug. Lebrecht Wauer, der wie die meisten damaligen Künstler vielseitig begabt war als Schauspieler, Sänger, Theaterinspektor und schließlich als Theatermaler. Sein Talent auf diesem Gebiet bewies er durch seine ersten Bühnenbilder zum Freischütz und zur Zauberflöte. Zum Freischütz fertigte er folgende Stücke an:

- 5 Erscheinungen als Gerippe auf Flor gemalt,
- 1 Erscheinung als Wilde Jagd gemalt auf Flor,
- 1 Erscheinung als Wilde Jagd auf Pappe gemalt,
- 1 Eber als Totengerippe von Holz, dasselbe auch auf Pappe,
- 1 praktikable Eule von Holz, zum Wasserfall, dasselbe auf Pappe,
- 1 Wolfsschlucht.



Das Hoftheater Neustrelitz

Damit hatte er den Wünschen des Komponisten C. M. von Weber in der „Wilden Jagd“ wirklich entsprochen. Das Totengerippe des Ebers trug eine Fackel. Diese Wauerschen Dekorationen haben sich über 80 Jahre hindurch auf der Neustrelitzer Bühne erhalten.

In der Zauberflöte, die 1823 neu herauskam, verwandelte sich beim erstmaligen Erscheinen der Königin der Nacht die Szene in einen freundlichen, modernen Saal, wo die Königin auf dem Thron Platz genommen hatte.

Wauer hat 30 Jahre als Theatermaler hier gewirkt. Sein Schüler Wilhelm Kruse, Sohn eines Lakaien, trat erstmalig mit eigenen Dekorationen zum „Verschwender“ bei uns auf.

Schon unter Gleys Direktion wurde das Hauptaugenmerk der Oper, dem Singspiel sowie der Operette zugewandt, damit entsprach Gley gleichzeitig dem eigenen und auch dem Interesse des Fürsten. Das Trauer- und Schauspiel trat merklich in den Hintergrund. Posse und Lustspiel hielten sich gerade noch so.

Wenden wir uns nun dem großen Ereignis des Jahres 1822 zu, bei dem wieder prominente Gäste aus Berlin im Neustrelitzer Hoftheater auftreten: Herr Blume und Frau Maurer. Am 12. August, dem Geburtstag des Großherzogs, wurde erstmalig der Freischütz von Carl Maria von Weber aufgeführt. Das Freimütige Abendblatt berichtet darüber: „... zog eine Schar von Fremden herbei, die Gasthöfe waren überfüllt, viele Privathäuser bequartiert, ein reges Leben den ganzen Tag über bemerkbar. Herr Blume und Madame Maurer vom Berliner Theater sollten den Kaspar und die Agathe spielen. Das Webersche Prachtwerk, der bekannte und der unbekannteste Gast waren die unvergängliche Quelle der Unterhaltung. Endlich kam die ersehnte Stunde, das Haus war überfüllt. Daß die Oper ungemeinen Beifall erhielt, bedarf nicht der Erwähnung, noch weniger, daß sie ihn verdient. Die Kapelle exekutierte die schwierige Musik mit Präzision und Geist unter der Leitung des Kapellmeisters Viele, welcher dasteht wie ein

Fels im Meer; geniales Feuer rinnt in jeder Ader des genialen Meisters, die Battuta (= Taktschlag) wird in seiner Hand zum geflügelten Götterstab, und kaum vermögen die minder begeisterten Instrumente und Stimmen dem kühnen Flug zu folgen. Die Chöre gingen rein und gut und machten dem Fleiß des einsichtsvollen Chordirektors Weidner (ein Thomas-Schüler) alle Ehre.“

„Herr Blume war vortrefflich in der Rolle des Kaspar, eine Partie, die ganz für ihn geschaffen war. Madame Maurer versuchte sich nicht ohne Glück in der Agathe, sie besitzt neben einer hübschen Gestalt eine schöne Stimme, die besonders in den mittleren und hohen Tönen Klang besitzt. Sie sang und spielte wie eine Primadonna singen und spielen muß. — Ein recht liebliches Ännchen war Mademoiselle Strenghe, die ihre Partie präzise mit hübschem Stimmchen sang und mit Lebendigkeit spielte. Herr Schütz sang und spielte den Max recht brav, seine Stimme ist in der Tiefe ein wenig schwach, aber zart und klangvoll in der Höhe, er trug die ganze Partie mit Zartheit und Gefühl vor und spielte die Rolle wie es sonst Tenoristen nicht eigen ist, recht gut. Herr Franz verdiente als Cuno gleiches Lob. Herr Posch als Böhmenfürst war ein wenig ungelenkt, aber Herr Meaubert als Kilian recht ergötzlich. Das Stück war prächtig ausgestattet und die Maschinerien gingen bis auf einige Kleinigkeiten gut. Gegen die neuen Dekorationen lassen sich ebenfalls Kleinigkeiten einwenden, so z. B. greift man nicht, wie das Bild des Urvaters Cuno der Agathe auf den Kopf fallen kann, da es so niedrig hängt, item kontrastiert die Bretterdecke in Agathes Zimmer gegen die gotischen Gewölbe.“

Zur Illustration dieses neuen Opernwerkes, das am 18. Juni 1821 in Berlin uraufgeführt und rund ein Jahr später schon in Neustrelitz gespielt wurde, wollen wir Goethes Freund Zelter, den verdienten Leiter und Gründer der Singakademie, in seiner Berichterstattung, die er regelmäßig über die Berliner Kunstereignisse seinem Weimarer Gönner zukommen ließ, hören. Sie lassen an herzhafter Offenheit und kraftvollen Ausdrücken nichts zu wünschen übrig: geschrieben am Tage der Aufführung an Goethe.

„Eine neue Oper: der Freischütz von Carl Maria von Weber geht reißend ab. Ein einfältiger Jägerbursch, der Held des Stückes, läßt sich von Schwarzkünstlern, die eben so einfältig sind, verführen, vermittelt mitternächtlicher Zauberkocherei, sogenannte Freikugeln gießen, um durch den besten Schuß seine eigene ihm schon versprochene Braut zu gewinnen, die er endlich mit solcher Kugel — erschießt —? Bewahre! Auch diese trifft er nicht. Das Mädchen fällt nur vom Knalle, steht aber gleich wieder auf und läßt sich Knall und Fall heiraten. Die Musik findet großen Beifall und ist in der Tat so gut, daß das Publikum den vielen Kohl und Pulverdampf nicht unerträglich findet. Die Kinder und Weiber sind toll und voll davon. Teufel schwarz, Tugend weiß. Theater belebt, Orchester in Bewegung, und daß der Komponist kein Spinozist ist, magst du daraus ersehen, daß er ein so kolossales Werk aus eben genannten Nihilo erschaffen hat.“ Und was sagt Goethe zu dem Textdichter Kind? Er äußert sich Eckermann gegenüber: „Wäre der Freischütz kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu tun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher auch dem Herrn Kind einige Ehre erzeigen!“ — Die scharfen Kritiken von E. T. A. Hoffmann, Spontini und Spohr wollen wir uns schenken. Das Volk hat inzwischen entschieden und seit etwa über 145 Jahren belebt der Freischütz noch immer die deutschen Bühnen.

Die Neustrelitzer Aufführung wurde gleich dreimal wiederholt und in der Saison achtmal gegeben. Dieser Oper folgten dann die von Mozart: Figaros Hochzeit und Don Juan mit Berliner Gästen. Der F i g a r o war auch eine Erstaufführung. Im übrigen wurden noch die schon früher bekannten Opern von Rossini, Méhul usw. gespielt. In konzertanter Aufführung wurden die Vestalin, der Zauberwald und die Horatier gegeben.

Das Schauspiel brachte neu die „S a p p h o“ von Grillparzer heraus. Daneben behaupteten sich Kleist, Lessing, Körner und immer noch Kotzebue und Iffland auf

dem Spielplan. Lustspiel und Posse haben immer noch vor dem Trauer- und Schauspiel die Oberhand, und den Abschluß der Saison bildet eine „Pantomimische Vorstellung mit Tänzen und militärischen Evolutionen“, betitelt „Der Brand von Moskau“ von Petermann.

Etwa 20 % der 138 Vorstellungen gehören der Oper, 40 % dem Lustspiel und 30 % dem Schauspiel. Die Mitgliederzahl des Ensembles hatte sich inzwischen auf 20 Herren und 13 Damen erhöht. Im Schauspiel waren gute und beliebte Kräfte Herr Meaubert und Herr von Massow. Letzterer mußte leider später wegen Trunksucht ausscheiden. Meaubert als feinsinniger hochbegabter Komiker mit prachtvолlem Organ hat Hervorragendes geleistet. Der Bassist Franz und Tenor Schütz und der 2. Tenor und Chordirektor Weidner waren ebenfalls sehr geschätzte Künstler.

Weiter wurde in dieser Saison noch mehrere Male das beliebte Lustspiel „Die Drillinge“ von Bonin aufgeführt. Meisterhaft spielte Meaubert die drei Brüder: Ferdinand, Friedrich und Franz Wendheim.

Daneben kam zum ersten Mal auch eine andere Neustrelitzer Autorin, Charlotte von Hobe, mit einem fünftaktigen Trauerspiel „Propatia“ zu Wort. Sie hatte sich schon als Lyrikerin im Merkur hervor getan und einen Förderer und Gönner in Matthison gefunden.

Zu jeder Vorstellung wurden nun in der Theaterdruckerei große Zettel gedruckt: 33 mal 20,5 cm auf handgeschöpftem Büttenpapier, die ein Mitglied des Ensembles, ein Herr Schantz, zu drucken hatte. Ein Abonnement für Loge und Sperrsitz kostete monatlich vier Taler.

Die Theaterkritiken besorgten nach wie vor das Freimütige Abendblatt, die Strelitzer Anzeigen und später der Wendische Bote. Allerdings leider nicht regelmäßig. Auch die Meckl. Volkszeitung entfesselte oftmals einen Federkrieg um diesen und jenen Künstler mit den sachverständigen Kritikern der anderen Presseorgane. So war auch der tüchtige und beliebte Schauspieler Posch einmal Mittelpunkt eines solchen Meinungsstreites. Daß der neue Regisseur Blumauer seine Frau und Tochter, die ebenfalls Mitglieder des Ensembles waren, stets vorzog und eine gewisse Unduldsamkeit in der dramaturgischen Bearbeitung walten ließ, führte oft zu unerquicklichen Auseinandersetzungen und zu Kündigungen der Kollegen, bis der Regisseur schließlich selbst gehen mußte. In der Kritik zum Don Juan heißt es:

„ . . . das Orchester behauptete diesmal nicht seinen alten Ruhm. Schon der grandiosen Ouvertüre fehlte das rechte Leben, noch manches andere mißlang. Die Posaunen erschrecken, so schien es, bei den schauerlichen Tönen des Komturs so heftig, daß sie jämmerlich falsch bliesen. Ein recht übertönendes Instrument war der hölzerne Kommandostab des Dirigenten, der in ganzen, halben und viertel Takten recht ärgerlich klappt.“

Den Höhepunkt der Saison bildete Madame Anna Mildner, die vielgefeierte kgl. preuß. Kammersängerin, die als Gast in Konzerten und auch im Don Juan in Neustrelitz auftrat. Goethe lernte sie im gleichen Jahr 1823 in Marienbad kennen und verehren und soll bei ihren Liederabenden der damals 38jährigen Sängerin sich der Tränen nicht habe enthalten können. Auch Beethoven war ein Verehrer dieser großen Künstlerin.

Daß der Freischütz so schnell nach seiner Uraufführung in Berlin schon in Neustrelitz zur Aufführung gelangte, ist Herzog Carl zu verdanken. Er war eng befreundet mit dem Berliner Intendanten Graf Brühl, der sich den Freischütz als erste Opernaufführung für das neu erbaute Schauspielhaus gesichert hatte. Der Komponist hatte sein Werk dort selbst einstudiert und dirigiert und mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht. Die Großen der Zeit: Beethoven und Richard Wagner sparten nicht mit guten Kritiken. Das Werk löste geradezu eine patriotische nationale Welle für deutsche Dichtung und Musik aus. Große Bühnen in Bremen, Köln, Mainz, Wien führten den

Freischütz erst weit später als Neustrelitz auf. Die Umgestaltung der Neustrelitzer Bühne, der Bau des Bühnenkellers und die Anlage eines Schnürbodens, der bei dem Mansardendach besonders große Schwierigkeiten machte, ermöglichten erst die Auf-
führung dieses neuen Opernwerkes.

„Der Erfolg des Freischütz (er wurde in Berlin am Jahrestag der Schlacht bei Belle Alliance uraufgeführt) wurde einer der größten, den die gesamte Theatergeschichte aufzuweisen hat. Er wirkte als Erlösung auf die große Zahl unserer besten Geister, die an Deutschlands Zukunft glaubten. Er war ein Erfrischungstrunk für alle politische Romantik, gleichviel in welcher Form“ (Kretschmar). Da Herzog Carl nicht nur mit dem Berliner Intendanten befreundet war, sondern auch mit den prominenten Künstlern, so war es ihm möglich, Künstler des Schauspiels und der Oper als Gast für die Neustrelitzer Bühne zu gewinnen. Die kurze Zeit seiner Intendanz bekam dadurch einen besonderen Aufschwung, es war ein guter Beginn des Neustrelitzer Hoftheaters.

Madame Maurer von der Kgl. Oper gastierte sechsmal (im Freischütz, Figaro und Don Juan), in den gleichen Opern gastierte auch Herr Blume und dreimal trat Anna Mildner auf. In der Kritik heißt es: „Herr Blume gab den Don Juan mit der ihm eigenen Virtuosität, Herr Schütz bekundete aufs neue sein Talent in der Partie des Oktavio. Demoiselle Strenge war ungemein liebenswürdig als Zerlinchen. Herrn Posch schien der eifersüchtige Masetto trefflich zuzusagen, Er spielte ihn con amore. Leporello ließ allerlei zu wünschen übrig.“

In Neubrandenburg wurden nur Ausschnitte aus den Opern als Opernkonzert gegeben. Darüber lautet die Kritik: „Herr Blume als Sänger und als Schauspieler sind zu rühmlich bekannt, um einer besonderen Erörterung zu bedürfen, auch hier ließ man dem ausgezeichneten Künstler volle Gerechtigkeit angedeihen. Das entzückte Ohr unterschrieb willig das günstige Urteil der Augen. Mad. Maurer konnten wir leider nur in einem Gesangstück hören. Eine reizende Gestalt, eine wohlklingende, in der Höhe besonders angenehme Stimme und gute Manier empfehlen sie als Sängerin. Herrn Meaubert wurde rauschender Beifall in gerechter Anerkennung seiner fleißigen Darstellung des „Pffiferlings“ im „Schauspieler wider Willen“. Meaubert war „der Liebling des Publikums als Komiker und Charakterspieler. Er gehörte nicht nur zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten“. Ebenso beliebt und tüchtig war auch von Massow in seinen Heldenrollen. Leider hat dieser Künstler sich allzu sehr mit dem Alkohol befreundet und dadurch oft große Störungen auf der Szene verursacht, die man mit Nachsicht wegen seines großen Könnens behandelte, aber schließlich litt nicht nur das Ensemble, die Regie und auch das Publikum darunter, er wurde entlassen (1824). Neben Meaubert und Massow behauptete sich der erste Liebhaber Posch. Porth und Solbrig waren sehr talentvoll und große Stützen des Ensembles. Frau von Massow, geb. Vio, hatte sich als Sängerin wie auch als Schauspielerin die Herzen des Publikums erobert. Ihre Vielseitigkeit und ihr Können, ihre sympathische Stimme wurden immer wieder gelobt. Dasselbe betrifft sie als Naive und Soubrette.

Die Tenöre Schütz und Weidner zählten schon zu dem guten Stamm der Oper. Ebenso der Bassist Franz und der neue für die Oper gewonnene Mager. Die Damen Gley und Tomasini waren noch immer die guten Sängerinnen in Konzert und Oper, in Singspiel und Operette. Ihre Gastspiele in vielen Städten vermehrten ihren Ruhm.

Das Orchester zählte jetzt 36 feste Mitglieder. Mit ihnen konnte der rührige Kapellmeister Viele schon etwas wagen.

Für Toni W.

Tränen sind des Himmels Tropfen auf die Saat der Zukunft.

W. Lehmbeker

Wat's dat?

Ringel, rangel, ranner,
Ein buntet Dörcheinanner,
Ein Tasten un Tasen, ein Säuken un Sinn'n,
Ein Drusen un Denken, ein Forschen un Finn'n,
Ein Dammeln un Dallen, ein Knuffen un Kiwen,
Ein Stigen un Fallen, ein Möten un Driwen —
Ringel di, rangel di, rad.
Ru rad' mal, wat is dat? —

— — —
Je, säd' ik nich, du röttst dorneben,
Min Jung', dat is ein Minschenleben.

Glinster, glinster, glemer,
Ein weik un warmer Schemer,
Ein langsam Kinen un stillet Bläuhn,
Ein taufreden Hapen un einsam Mäuhn,
Ein Flog un Fludder, ein Drom un Dust,
Ein wunnerlich Weigen mank Leid un Lust —
Glinster di, glanner di, glatt,
Nu rad' mal, wat is dat? —

— — —
Je, säd' ik nich, du röttst dorneben,
Min Jung', dat is ein Minschenleben.

Haster, baster, beister,
Ein dull un degt Koppheister,
Ein Freten un Supen in Sus' un Brus',
Ein Bugen un Intweislan in Grus un Mus,
Ein Riten un Ruffen, ein Rönnen un Jagen,
Ein Dickdaun un Befehlen, ein Weimern un Klagen —
Haster di, baster di, bat,
Nu rad' mal, wat is dat? —

— — —
Je säd, ik nich, du röttst dorneben,
Min Jung', dat is ein Minschenleben.

Simsala, dusala, deiern,
Ein liset Klingen un Beiern,
Ein Sweben oewer Maratz un Gatz,
Ein Säuken nah einen verborgenen Schatz,
Ein Glummen un Gloesen an Seel un Sinn,
Ein selig Wassen in 'n Himmel rin —
Simsala, dusala, dat,
Nu rad' mal, wat is dat? —

— — —
Je, säd' ik nich, du röttst dorneben,
Min Jung', dat is ein Minschenleben.

August Seemann

(Entnommen der in diesem Heft besprochenen Auswahl aus
August Seemanns plattdeutschen Gedichten.)

Auswahl aus August Seemanns plattdeutschen Gedichten. Zusammengestellt von Walter Lehmbeker, Verlag Krüger u. Nienstedt, Hamburg 1971.

Nachdem der jetzige Hauptschriftleiter des „Carolinum“, der Präsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft Dr. Walter Lehmbeker, uns schon 1970 in der Ehrengabe zum 80. Geburtstag des Begründers der Zeitschrift völlig überraschend mit einer ausgewählten Reihe von August Seemanns plattdeutschen Gedichten erfreut hat, ist 1971 eine größere Auswahl von Seemanns Gedichten durch ihn herausgegeben worden. Das ist eine äußerst verdienstvolle Tat, und wir sind ihm, wie auch dem Verlag, dafür großen Dank schuldig. Denn, obwohl August Seemann trotz seines frühen Todes im ersten Weltkrieg, wo er am 2. Juli 1916 am Yser-Kanal fiel, schon eine sehr starke Fruchtbarkeit in plattdeutscher Lyrik aufzuweisen hatte, müssen wir zugeben, daß nur wenige Mecklenburger — Seemann wurde am 14. September 1872 in Groß-Roge bei Teterow geboren — ihn gekannt haben oder doch zumindest nicht geahnt haben, daß er nach John Brinckman der bedeutendste Dichter auf dem Gebiete der niederdeutschen Lyrik ist.

In der Literatur wird Seemann zwar schon seit 1909 wiederholt erwähnt. Aber erst Prof. Dr. Gerhard Cordes hat ihm die oben angegebene Rangstellung eingeräumt. P.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir auf die Fritz Reuter Bibliographie von Georg Günther hin, die von Walter Lehmbeker für den Druck als Schrift der Fritz-Reuter-Gesellschaft überarbeitet wurde. Lübeck 1971. — Die Grundlagen hierzu hat der Antiquariatsbuchhändler A. K. Georg Günther mit mehr als 1000 bibliographischen Titeln bis 1968 geschaffen. Mit Unterstützung durch Prof. Cordes und finanzieller Beihilfe vom Kultusministerium des Landes Schleswig-Holstein konnte die Bibliographie veröffentlicht werden. Unter den Autoren finden wir auch die Caroliner Friedrich Düsel mit sechs Beiträgen, Otto Piper mit einem Aufsatz, Paul Weiglin mit einem Titel und schließlich Paul Warncke mit fünf Aufsätzen. Dazu tritt noch Friedrich Winkel mit drei Beigaben. — Weiter wird interessieren, daß Erich Mahn, Neubrandenburg, mit vier Beigaben vertreten ist, und W. H. Jaeger mit einem Aufsatz. Auch der Neubrandenburger Otto Vitense erscheint mit sechs Beiträgen. P.

Gedanken der Nacht

Morgen will ich
dich wieder bekränzen,
schenke mir jetzt
die Lippe nur,
und nach dem Schweben
und Biegen und Tänzen
sei du mir
reine,
erblühte Natur.

Seele
mag sich um Seele schlingen,
Freude
des anderen Freude erhöh'n,
ewiger Frühling
die Herzen bezwingen:
Dich
himmlische Ruhe
und Sehertum
krön'!

G. H. Piehler

Bücher- und Buchbesprechungen

Heinrich Schliemann, Das abenteuerliche Leben des Großkaufmanns, des Entdeckers und Ausgräbers von Troja, Mykene, Orchomenos und Tiryns. Aus den Quellen dargestellt von Georg Brustgi. Nymphenburger Verlag. 323 Seiten mit 20 Fotos und zahlreichen Illustrationen. Ln. 28,— DM.

Wir haben dieses Buch schon in Heft 60/61 angezeigt, aber es erreichte uns zu spät, um in seiner besonderen Art gewürdigt zu werden. Der Autor schildert uns Leben und Werk Schliemanns insofern charakteristisch, als er dessen Briefe, Aufsätze und Veröffentlichungen zugrunde legt, und wir sozusagen an der Hand von Schliemanns eigenen Worten durch sein Leben geführt werden. Das hört sich einfach, ja leicht an. Aber wie so manches Große und Schwierige in der Kunst — ich denke zum Beispiel an Raffaels Madonnen — nur mit höchstem Können und größter Intensität geschaffen wurde, so ergeht es auch dem Schriftsteller. Hier haben wir ein solches Werk vor uns. — Der Verfasser zitiert vor Beginn ein Wort von Schopenhauer. Wer sich mit diesem Philosophen eingehend bekannt gemacht hat, der weiß, wie viel Zeit er gebraucht hat, um den zweiten Band der Welt als Wille und Vorstellung zu vollenden, nämlich 24 Jahre! Das soll nur eine Warnung sein, die Arbeit, die in Brustgis Buch steckt, zu unterschätzen, der in der oben genannten Weise Schliemanns Leben und Werk plastisch vor unseren Augen aufbaut. G. H. P.

Ernst Wiechert, Hirtennovelle, Verlag Kurt Desch, München 1966, 107 S.

Als ich vor Jahren in einem Gespräch mit jungen Germanisten Ernst Wiechert erwähnte, erntete ich nur ein mitleidiges Lächeln. Und was für eine Sprache hat doch dieser Dichter, was für eine Vornehmheit der Gesinnung spricht aus jedem seiner Worte und ihrem Wohlklang! Der Aufbau seiner Werke ist durchweg vollendet. Die deutsche Presse schrieb: „Wiecherts Hirtennovelle ist eine Meistererzählung, die man vielleicht einstmals zu den schönsten Novellen unseres Jahrhunderts rechnen wird.“ Wiechert hat seine Worte gerade auch an die deutsche Jugend gerichtet. Er wurde 1938 in Haft genommen und stand bis 1945 unter Gestapo-Aufsicht. — Und wie sieht es in den Werken so mancher heutiger „Dichter“ aus? Man will die ganze Wahrheit sagen und glaubt das dadurch tun zu müssen, daß in schamloser Weise die niedrigsten und widerlichsten Dinge dargelegt werden. Mag das eine oder das andere auch gesagt werden können, gedruckt ist es Schmutz. G. H. P.

Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, 1972, Ferd. Dümmler Verlag, Bonn. 6,30 DM.

Alljährlich erscheint dieses Kalendarium, das immer mit großer Freude begrüßt wird. Bringt es doch neben den Texten einen Schwarm interessanter, durchweg vorzüglicher Bildbeigaben. Aus diesem wiederum von tüchtigen Mitarbeitern unterstützten Unternehmen, von denen u. a. Dr. jur. Carl Meltz, Karlsruhe, und Prof. Dr. Albrecht Timm, Bochum, uns schon liebe Bekannte sind, wollen wir einige uns besonders naheliegende oder interessante Beigaben hervorheben. — Da ist zunächst auf S. 29 Friederike Caroline Neuber, allgemein schon auf der Schule einfach als „die Neuberin“ bezeichnet, geb. 1697. Sie war die Tochter des Dr. jur. und Advocaten Weissenborn. Sie hat mit dem Literatur-Professor Gottsched, der auch Kritiker und Dramatiker war, dem deutschen Theater eine neue hohe Stellung gegeben. Sie starb wie so mancher Künstler im Elend, aber ihr Name und ihr Ruhm wird nie vergessen werden. — Der Dichter Friedrich Freiherr von Hardenberg, uns allen unter dem Namen Novalis bekannt, wurde 1772 geboren. Er studierte Philosophie und Jura und war mit Schiller, Schlegel und Tieck befreundet. Schon im Jahr 1800 nimmt ihn die todbringende Schwindsucht dahin. Wir können ihn als den Romantiker bezeichnen. Sein in so kurzer Lebenszeit geschaffenes Werk ist noch nicht voll erkannt und ausgeschöpft. Seine Schrift „Die Christenheit oder Europa“ tritt für ein katholisches, geeintes Abendland ein. Sein berühmter fragmentarischer Bildungsroman „Heinrich von Ofterdingen“ steht als romantisches Gegenstück neben „Wilhelm Meister“, dem Bildungsroman der Klassik. — Nur der Dichter kann die „Blaue Blume“, das Symbol der Romantik, gewinnen, nur er ist fähig, das Universum zu durchdringen. — Im Jahre 1272 wird Teterow erstmalig urkundlich erwähnt. Im Teterower Rat wird für Schreiben nach außerhalb erst etwa 1575 die hochdeutsche Sprache, im innerstädtischen Verkehr wird noch bis 1600 das Niederdeutsche gebraucht. — Ein sehr schönes Bild des seinerzeit berühmtesten Schauspielers Emil

Devrient (1803—1872) finden wir auf S. 84. Gastreisen führen ihn durch ganz Europa. — Heinrich Schütz (1585—1672) war der bedeutendste deutsche Komponist des 17. Jahrhunderts. Seine Wirkungsstätte am Hof in Dresden war für ihn entscheidend. Er entwickelte eine einzigartige Musiksprache. Er formt das deutsche geistliche Konzert. Rein weltlichen Charakter zeigen die „Italienischen Madrigale“. Seine weltlichen Werke sind nicht erhalten geblieben. — Als letztes Bild sei Schönberg im Fürstentum Ratzeburg erwähnt, das als erste und einzige Ortschaft 1822 Stadtrecht erhält. Die „Hauptstadt“ des Fürstentums ist von 1869—1903 Sitz eines ständig und pausenlos beschlußunfähigen Parlaments, eine in der ganzen Welt einmalige Erscheinung. 1701 fällt es an Mecklenburg-Strelitz. Etwas ganz Eigenartiges: Das Fürstentum Ratzeburg ist ein absoluter Staat und nimmt nicht an der mecklenburgischen Verfassung teil, 1869 gibt Großherzog Friedrich Wilhelm dem Land eine Verfassung. Das Parlament bilden die drei Gutsbesitzer, der Domprobst von Ratzeburg, Domänenpächter, Vertreter der Stadt Schönberg und vor allem die Bauern. Diese aber erscheinen nicht, da sie nicht über die ihnen gebührende Mehrheit verfügen. Der Landtag ist und bleibt bei jeder Einberufung beschlußunfähig. — 1872 stirbt zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz Heinrich Arminius Riemann, Pastor an St. Marien. Mit seinen Strelitzer Freunden Karl Horn und Johann Carl Conrad Heinrichs gründet Riemann 1815 die deutsche Burschenschaft. Er ist die Seele dieser politisch freiheitlichen nationalen Bewegung.

G. H. P.

Einige Hinweise auf neue Bücher

An erster Stelle nennen wir einen Privatdruck der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit in Hannover. Unser Caroliner Dr. jur. Hermann Stech, der Generaldirektor dieser Gesellschaft und Vorsitzende des Vorstandes, brachte dieses in Inhalt und Ausstattung auserlesene Werk zum 175jährigen Jubiläum am 2. März heraus. In Neubrandenburg erfolgte 1797 die Gründung des Unternehmens, das sich in bewundernswerter Weise bis heute, besonders in den letzten 20 Jahren zu einem bedeutenden und wertvollen Glied des deutschen Versicherungswesens entwickelt hat. Wir kommen in einer Besprechung auf diesen Privatdruck zurück.

In der Reihe „Historischer Atlas von Mecklenburg“, begründet von Franz Engel, seit dessen Tod herausgegeben von Roderich Schmidt, erschien die Karte 5 mit Erläuterungen zur Karte der kirchlichen Gliederung Mecklenburgs um 1500 von Otto Witte. Dieses Opus zeichnet sich durch eine sehr weitgreifende und exakte Quellenforschung aus und trägt dadurch zur Klärung zahlreicher Probleme bei. Es ist von außergewöhnlicher Bedeutung für die Erforschung der mecklenburgischen Kirchengeschichte. (Verlag Böhlau in Köln)

Im Deutschen Taschenbuch-Verlag gab Lutz-W. Wolff ein sehr beachtenswertes Büchlein heraus unter dem Titel: „Fahrt mit der S-Bahn“, Erzähler der DDR. Darin finden wir 22 Geschichten von 15 bekannten und namhaften Autoren, wie Christa Wolf, Hermann Kant, Joachim Nowotny, Günter Kunert u. a., die uns in künstlerischer Aussage ein zutreffendes Bild vom Leben in der DDR vermitteln.



Uns' plattdütsch Eck

Lebensweisheiten

aus den Werken unseres großen mecklenburgischen Landsmannes

FRITZ REUTER

(1810—1874)

Eins soll der Mensch von Grund aus lernen:
In einem Stücke muß er r e i f e n ,
Und in der Nähe, in den Fernen
In seiner Kunst das Beste greifen,
Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
Seis's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
Sich stellen in der Bürger Reih'n,
Er wird ein Mann und Meister sein.

*

En mageren Verglik is beter as en fetten Prozeß.

*

Recht, Fründting, möt as Recht bestahn, un süll de Welt in Stücken gahn.

*

Wat einer will, dat kriggt hei nicht, un wat hei kriggt, dat will hei nich.

*

Die Geschichte kommt auf einen Punkt raus: alle wollen sie was haben, und keiner will was missen.

*

't liggt deip in de menschliche Natur, dat einer en noch so lüttes Stück von uns' Ird' sin eigen nennen will, un't sünd nich de legsten Minschen, de dornah trachten.

*

Menschliches Gefühl kann sich keiner auf keinem Jahrmarkt kaufen.

*

Allens, was schlecht smeckt, was en Minschen eklig is, un wovor er einen Grugel hat, das is gesund vor dem menschlichen Leibe.

*

Wat arm, wat rik?
Wat rik, wat arm?
Vör Gott in Heben is allens glik.
Ach, dat sick Gott uns all' erbarm!

*

Mit de Leiw is dat as mit en Bom, je mihr de Wind in de Kron un in de Bläder spält, desto faster smitt hei sine Wörtel.

*

Wat is nu schöner, en Frühjohrsdag oder en por schöne Ogen? Ach, ick mein doch en por Ogen! In so'n Frühjohrsdag kann Einer 'rinner seihn wid weg — ja wid weg — schön is't; äwer je wider hei süht, desto trüwer un dunstiger ward dat; in so 'n Mätens-Og kann einer 'rinner seihn — deip un ümmer deiper — un je wider hei süht,

je klorer ward dat, un ganz unnen in 'n Grun'n, dor liggt de Hewen, un den'n sine blagen Wunner hett noch kein Minschen-Og dörch seihn.

*

De höchste Freud un dat deipste Leid möt einer nich jedwereinen up de Näs' binnen.

*

'giwwt ganz infam schawernacksche Lagen in de Welt, wo einer nich weit, sall hei linksch, sall hei rechtsch gahn; sall hei nah den Appel langen un de Beer fohren laten oder sall hei nah de Beer langen un den Appel fohren laten, oder sall hei 't mal riskieren un mit beid' Hänn'n taugrapsen up de Gefohr hen, dat hei gor nicks kriggt.

*

Menschliche Vernunft ist wie ein Strohdach, schickt unser Herrgott einen Wirbelsturm, dann ist sie dahin.

*

Wi Nedderdütschen sünd en hart Holt, wat langsam Füer fangt, äwer denn ok Hitt giwwt.

*

Ick heww all männ'gen Ossen kennt,
Den man mit Christennamen nennt,
De sick na baben 'ruppe schaben
Un sick nah baben 'ruppe lickt,
Un wenn em irst dat Stück was glücklich,
Un hei in 't vulle Fauder stunn,
Denn kreg kein Düwel em herun.

*

Wenn einer deiht, wat hei deiht,
denn kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht.

*

Ultra posse nemo obligatur — wat up dütsch heit: von en Ossen is nich mihr as Rindfleisch tau verlangen.

*

Dat beste Mittel för Truer un Leid
Dat is Kameraden ehr Hartlichkeit.

*

De unglücklichste Minsch is de, de w i l l un kann nich.

*

De Lüd' seggen, Lachen stickt an, un 't is ok wohr; äwer lat't jug mal 'ne warme Tran up dat Gesicht fallen, dann ward't ji weiten, wat mihr anstickt.

*

Mit 'ne gaude Fru hett dat 'ne eigene Bewandnis: weit en düchtig Mann glik up de Städ', woher de Wind weiht, so weit 'ne gaude Fru all lang' vörher, dat wat in de Luft is.

*

Von de Frauensleut kommt allens Ungemach.

*

En trugen Fründ sall gellen!
Vel beter is in Fälln
En richtigen Sekundanten
As Unkel un Tanten.

*

Das is immer so bei kleine Leut, da sitzt der Kopp un die unterwärtsige Konstitutschon so dicht zusammen, daß das gleich Feuer fängt.

Die Liebe sitzt so voller Schelmereien wie der Esel voller grauer Haare, wie die Rose voll Dornen, und wenn sie dich mit diesen ritzt und neckt, dann danke Gott, wenn sie sich herbeiläßt, die kleinen, brennenden Schrammen mit kühlenden Rosenblättern zu verbinden.

*

Dat giwwt so'n Lüd, de hewwen Strid mit jeden,
De mit ehr in Gesellschaft sitt,
Un ihre sünd sei nichtaufreden,
Bet ein sei köpplings rute smitt.

*

Wenn du mal büst recht in Gefohren,
Wo di dat Metz steiht an de Kehl,
Denn fang nich gliksten an tau rohren
Un schri un jammer nich tau vel,
Denn fat dat Ding an'n Start geswin'n
Un slag en dücht'gen Knuppen rin.

*

Wenn de Stormwind eins brus't dörch
dat dütsche Land,
Denn weit ick 'ne säkere Städ':
Wer eigen Ort
Fri wünn un wohrt,
Bi den'n is in Not ein taum besten verwohrt.

*

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln
Und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit,
Und licht ist Dein Haus.

*

Lew woll! Lew woll! Ick bün tau En'n.
Uns' Herrgott legg up di sin Hän'n;
Hei holl di firm von alle Not
Un giw di stets din däglich Brot!



Sitzungsbericht des Großherzogl. Amtsgerichts Neustrelitz
vom 16. Januar 1897*

Schon lange vor Beginn der Verhandlung ist der Zuhörerraum bis auf den letzten Platz besetzt.

Angeklagt sind der 47jährige Arbeiter Hermann K. sowie der gleichaltrige Zimmermann Fridolin M., beide wohnhaft in Neustrelitz.

Den Angeklagten wird vorgeworfen, in der Nacht zum 30ten November in der Zierkerstraße ruhestörenden Lärm verübt zu haben, in Tateinheit mit Beamtenbeleidigung.

Den Vorsitz führt Amtsrichter Jakobi.

Als öffentlicher Ankläger fungiert vertretungsweise Assessor Blücher.

Verteidiger: Rechtsanwalt Brunswig.

Als Zeuge und Nebenkläger ist der Nachtwächter B. erschienen.

Nachdem die Anklageschrift verlesen, wird zur Beweisaufnahme geschritten.

Als erster wird der Zeuge, Nachtwächter B., vernommen.

Richter: Zeuge B. treten Sie einmal vor. Sie sind Nachtwächter?

Zeuge: Jawoll, Nachtwächter un Likendräger, Herr Richter. (Heiterkeit)

Richter: Dann sind Sie ja ein vielseitiger Mensch.

Heben Sie Ihre Rechte, Zeuge, und sprechen Sie mir die Eidesformel nach.

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen . . .

Zeuge: Ich schwöre bi Gott den Allmächtigen . . .

Richter: Daß ich die reine Wahrheit sage . . .

Zeuge: Daß ich die reine Wahrheit sage . . .

Richter: Nichts verschweigen noch hinzusetzen werde . . .

Zeuge: Nicks verschwigen noch hinzusetzen werde . . .

Richter: So wahr mir Gott helfe . . .

Zeuge: So wahr mi Gott helfe . . .

Richter: So, Zeuge, nun erzählen Sie uns einmal, was sich in der Nacht zum 30ten November in der Zierkerstraße zugetragen hat.

Zeuge: Ja, Herr Richter, das war so.

Ich war auf meinem Rundgang und befand mich auf dem Sandberg. Von hieraus wollte ich mich nach der Zierkerstraße gehen tun.

As ick so mitwegs bei Giese sein Spiker bün, da hörte ich von der Zierkerstraße her einen bannigen Lärm.

Ich ging da furtsen auf zu, um das zu stüren.

As ich in die Zierkerstraße einbö, da gewährte ich vör Kopmann Wollerten sein Haus zwei Leute, welche dor an den Rönstein standen und ihre Notdürftigkeit verrihteten, indem sie ihr Wasser ablassen tun täten.

Dabei sangen und grälten sie, daß es einen Hund jammern konnte.

Ich ging nach ihr ranner und förderte sie auf, sich ruhig zu verhollen, was sie aber nicht tun taten.

*) Wurde uns freundlicherweise aus dem Nachlaß unseres unvergeßlichen Lehrers Johannes Köhler zur Verfügung gestellt.

Darauf förderte ich sie zum zweitenmal auf, ruhig zu sein und nach Hause zu gehen. Dieses wollten sie aber nicht für ihren Voll haben, denn sie lachten mich was und einen hörte ich sagen: Du kannst uns an'n Nors lecken. Versteihst Du? (Heiterkeit) Da ich im Dienst war, konnte ich dieses nicht. (Große Heiterkeit)

Ich meine, ich konnte mir das nicht gefallen lassen, da es Beamtenbeleidigung war.

Richter: Welcher von den Angeklagten hat diese Einladung an Sie ergehen lassen.

Zeuge: Das könnte ich nicht genau sagen, Herr Richter, denn es war stickendüster und neger an ihr ranner gehen konnte ich nich, de Swinegels hadden mi sünst natt mägen. (Schallende Heiterkeit)

Richter: Ich muß Sie dringend ersuchen, sich Ihre Worte zu überlegen, ehe Sie sie aussprechen. Sie sind hier in keiner Schnapskneipe.

Zeuge: Um Vergewnis Herr Richter. Das is mich so öwer de Tung rutscht, sall äwer nich wedder vörkommen.

Richter: Wir wollen es hoffen.

Was ist denn nun weiter geschehen, Zeuge?

Zeuge: Nicks, Herr Richter, die Angeklagten sind mich weggelaufen. Utritscht.

Richter: Und Sie standen da, wie die betrubten Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind.

Haben Sie denn die Angeklagten nicht verfolgt, um ihre Personalien festzustellen?

Zeuge: Ich wollte den Deuwel tun, Herr Richter. Bei so'ne Verfolgung kömmt nichts bei raus.

Mein Kollege N. hat dabei 'mal einen auf den Brägen gekrigt, daß er woll tidlebens däsigg bleiben wird.

Richter: Na, das wird ihn wohl als Nachtwächter nicht in seinem Dienst behindern.

Es ist gut Zeuge, Sie können sich setzen.

Nun, Angeklagter K., treten Sie vor.

Sie haben gehört Angeklagter, was der Zeuge ausgesagt hat. Stimmt das so, oder haben Sie Einwendungen dagegen vorzubringen.

Angeklagter: Ja, Herr Richter, sungen hewwen wi, dat strid ick nich. Äwer man ganz forte piano, as uns Lihrer früher immer säd.

Richter: Sie wollten also die Bewohner der unteren Zierkerstraße mit Ihrem harmonischen Gesang beglücken.

Das war ja an und für sich sehr lobenswert. Aber haben Sie gar nicht daran gedacht, daß Sie müden und abgearbeiteten Menschen den Schlaf damit raubten, wo doch jeder, nach des Tages Last und Mühen, Anspruch auf hat.

Angeklagter: Ne, Herr Richter, doräwer hewwen wi uns kein Gedanken makt. Denn dat is Sünabend west, un denn ligen de Lüt vör gewöhnlich den annern Dag bet in den halwen Vörmiddag in de Feddern. To kort kamen de mit ehren Slap nich.

Richter: Das ist eine schlechte Entschuldigung Angeklagter; es gibt doch auch Leute, die auch am Sonntag berufliche Pflichten haben und zeitig aufstehen müssen. Überdem haben Sie ja auch bei Tage Zeit und Muße genug, um sich mit Gesang die Stunden zu kürzen und das Leben zu verschönern.

Angeklagter: Dat seggen Sei so Herr Richter.

Ick arbeit up Schütters Möll. Wat menen Se woll, wo mit dat güng, wenn ick dor dags-äwer bi min Arbeit singen wull. De würden mi schön utklinken.

Richter: Also, Sie geben zu Angeklagter, daß Sie gesungen haben.

Angeklagter: Gewiß, Herr Richter. Ick bestrid dat dörchut nich. Äwer man so'n lütt Beten säuselt hewwen wi.

Richter: So so, gesäuselt haben Sie bloß, das kann ich mir lebhaft vorstellen. Sie waren wohl selbst ein wenig besäuselt, so etwas kommt ja vor.

Angeklagter: Woso Herr Richter, meinen Sie dun? Denn sünd 's bannig up'n Holtweg. Wi hadden bi Korl Meyer fiw Sluck un drei Glas Bier drunken, dor ward keen Kanallienvagel von dun, un wi irst recht nich.

Richter: Darüber kann ich mir kein Urteil erlauben, da ich über Ihr Fassungsvermögen nicht orientiert bin.

Nun sagen Sie einmal, was haben Sie denn eigentlich so alles gesungen. Ich bin selbst ein Freund des Gesanges, darum interessiert es mich.

Angeklagter: Je, Herr Richter, wat hewwen wi sungen.

Er wendet sich zu seinem Mitangeklagten.

Du, Fridolin, wat hewwen wi eigentlich noch sungen, weitst Du dat noch? (Heiterkeit)

Richter: Sie haben hier keine Fragen zu stellen, merken Sie sich das.

Angeklagter: Dat is mi wat nigs. Äwer ick weit ok all, wat wi sungen hewwen: Ich bete an die Macht der Liebe, hewwen wi sungen.

Richter: Stimmt das so Zeuge? Das ist doch schließlich ein Lied, welches stets mit großer Andacht gesungen wird und niemand verletzt.

Zeuge: Das was der Angeklagte eben sagen tat, das sind ausgestunkene Lügen, denn sie haben das Lied von Herrn Pastoren seine Kuh gesungen, un das nümmt kein Ende.

Richter: Es ist gut Zeuge. Warten Sie draußen, bis Sie wieder aufgerufen werden.

Nein, warten Sie. Ich möchte noch einige Fragen von Ihnen beantwortet wissen.

Sie haben vorhin ausgesagt, die Angeklagten seien Ihnen weggelaufen ohne ihren Namen genannt zu haben.

Dabei haben Sie aber doch die Leute zur Anzeige gebracht. Wie soll ich das verstehn?

Zeuge: Ja, Herr Richter, die Angeklagten wollten mich anmeiern. Aber da hatte eine Eule gesessen. Ich kannte ihr.

Richter: Sonderbar! Sie kannten die Angeklagten, haben aber trotzdem nach ihren Namen gefragt. Das war doch vollständig überflüssig.

Zeuge: Das mußte ich, Herr Richter. Denn das steht so in meine Instrukschon. Un was da in steht, danach richte ich mir.

Vör Jahren hat einmal Polezeimeister Michelis zu mir gesagt: Die Hauptsache ist, daß Sie die Namen von de Übeltäters rausbekommen. Haben wir sie, dann werden wir das Kind schon schaukeln. (Große Heiterkeit)

Richter: Es ist gut Zeuge, warten Sie draußen.

Und nun Angeklagter, wie verhält es sich mit der Beleidigung.

Angeklagter: Dor weit ick absolut nicks von, Herr Richter. Ick hew den Tügen sihr stark in'n Verdacht, dat he sick verhürt hett. Wi sind jo allthop Minschen.

Richter: Sie bestreiten also die Beleidigung.

Angeklagter: Ganz un gor bestrid ick de, Herr Richter.

Richter: Haben Sie denn vielleicht gehört, daß Ihr Mitangeklagter die wenig schönen Worte gebraucht hat?

Angeklagter: Ok dat nich, Herr Richter, un up min Uhren kann ick mi prächtig verlaten.

Richter: Sie können sich setzen, Angeklagter.

Nun wollen wir einmal den andern Angeklagten hören. Angeklagter K. kommen Sie einmal vors Brett.

Treten Sie ruhig näher heran, wir tun Ihnen nichts. Sehen Sie, so, nun können wir uns besser verständigen.

Sie wissen, wessen Sie beschuldigt sind, Angeklagter?

Angeklagter: Wat wull ich nich, Herr Richter. Dat weit jo all de halw Stadt.

Richter: Wie Sie gehört haben, hat Ihr Mitangeklagter die nächtliche Ruhestörung bereits eingestanden. Nun seien Sie vernünftig und bestreiten Sie diese nicht Ihrerseits. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse.

Angeklagter: Ick ward mi häuden, dat to striden, Herr Richter. Min Fru hätt hüt morgen noch seggt: Seg Du man to allens ja, dormit kümmt Du an'n widsten. Sungen hewwen wi, dor geht kein Weg an vorbi. Äwer man ganz dusemang.

Richter: Wie ist es nun mit der Beleidigung, deren Sie angeklagt sind. Sie können doch unmöglich beide etwas abstreiten, was der Zeuge deutlich gehört hat.

Angeklagter: Ganz min Meinung, Herr Richter. Äwer worüm sälen wi wat ingestahn, wat nich de Wohrheit entspreken deiht. Ne, ne, Herr Richter, up den Liem krupen wi nich. Entweder de Tüg hett sick verhürt oder he hett sich dat ut rein Schikan uns gegenäwer ut de Fingern sagen, wat min Ansicht nah ock dat Wohrscheinlichste is.

Richter: Alle Achtung vor Ihrem Scharfsinn Angeklagter.

Aber diesmal haben Sie falsch kalkuliert.

Der Zeuge hat ja gar kein Interesse, daß Sie bestraft werden. Man schikaniert doch keine Leute, die einem gewissermaßen fremd sind.

Angeklagter: Oh, Herr Richter, nu kamen wi de Sak all'n ganz Deil neger. De Mann hett dre Johr up min Nawerschaft wahnt. So frömd, as Se nu menen, Herr Richter, is hei mi also nich.

Richter: Hat denn zwischen Ihnen und dem Zeugen eine Feindschaft bestanden, die ein solches Verhalten möglich erscheinen läßt?

Angeklagter: Von miner Sid ut nich, Herr Richter. Ick bün'n fredlichen Minsch. Mit mi kann einer Pierd stehlen.

Richter: Na dann wollen wir sagen, sie lebten ein wenig auf gespanntem Fuße miteinander.

Angeklagter: Ok dat nich, Herr Richter. Wenigstens nich in' Ernst. Dat is irst später intreden.

Richter: Zum Donnerwetter, so kommen Sie doch endlich mit der Sprache heraus. Sie gehn an der Sache herum, wie die Katze am heißen Brei. Mit Ihnen muß man viel Geduld haben.

Angeklagter: Ick mit Se ok, dat glöwen Sei mi man. (Schallende Heiterkeit und Händeklatschen)

Richter: Ich muß dringend ersuchen, sich jeglichen Beifalls zu enthalten. Das ist hier kein Theater.

Stimme aus dem Publikum: Wat denn anners.

Richter: Wenn sich solche, das Gericht herabsetzende Zurufe wiederholen, sehe ich mich gezwungen, den Zuhörerraum räumen zu lassen. (Unruhe)

Fahren Sie fort, Angeklagter.

Angeklagter: Dat sünd nu binah fiw Johr her, as de Tüg' mit sin Familie in dat Hus introcken is, de min Wahnung gegenäwer liggt. Ick säd dormals to min Fru: Du, dat schinen ordentliche Lüüd to sin, de uns gegenäwer intrekt sünd. Hork an't En'n seggt Kätelmann, säd min Fru. Wi sünd noch nich to Bedd. Von de Lüüd bün ick mi noch allerhand vermauden. Un min Fru behöl Recht.

Eines Dags, as wi grad bi'n Middageten sidden — dat gew gräunen Hiering und Stamptüften — dor würd an uns Dör kloppt.

Herrein, säd min Fru, denn se snackt sowilen girn hogdütsch. Na, dor kümmt ne lütte Dirn von so'n Johrener säben—acht bi uns rinner un hett twei Kaffeetassen in de Hand. Na, wat willst Du denn Lütting, frög min Fru und hett dat Kind öwerstrakt. Heitst Du nich B.? Ja, säd verlegen dat Kind. Mutting lött fragen, wat Se uns nich twei Lot Kaffeebohnen leihnen willen. Girn min Döchting, säd min Fru. Äwer Du mötst

mi s' ok ball wedder bringen, min gohn ok all up de Neig. Ja, säd dat Kind. Vattung bringt hüt abend weck von Kopmann Unmak mit, hei rühmt dor de Meßkuhl ut.

Na schön, säd min Fru, vergeet dat ok nich.

As se nu gewohr ward, dat dat Kind twe Tassen in de Hand hett, dor fröggt sei verwunnert: Mein Gott nomal, wat sall denn de anner Tass? De twei Lot Kaffeebohnen gahn doch äwerleidig in ein rinner.

Dat weit ick, säd dat Kind oltklog. Äwer Mutting hätt kein Zucker mihr. Dorüm müggten Se so good sin un mi ne Tass vull mitgewen. Vattung bringt hüt abend ok Zucker mit. Hei weit, wo Kopmann Unmak sinen Zucker to stahn hett, un Mutting hett em dorvör all en lütten Büdel mitgewen.

Drinken Ji denn Zucker in'n Koffee, frög min Fru.

Mutting ja, säd dat Kind, wi nich.

Na, min Fru hett ehr denn de Koffeebohnen un den Zucker in de Käk inmakt un hett ehr ok noch twei Appels mit rinner bröcht.

Du magst doch Appels, hett sei dat Kind fragt.

Dat wir nu ne dämliche Frag von ehr. Denn wo giwwt dat Kinner, Herr Richter, de kein Appels mägen. Na, wat sall ick dor noch vel von reden. Dag vör Dag güng dat nu so. Ball wir dat Solt un Lurbeerbläd, denn wedder Essig oder Strikhölter. Kort allens, wat in'n Haushalt nötig brukt ward. Äwer an't Wedderbringen würd nich dacht. Besonders up uns Tüften hadden sei dat afsehn. So manchen Korw full hett min Fru ut'n Keller för ehr rupper holt. Äwer wi hadden jo den groten Goren an't Zierkerend, dor wiren uns de Tüften dörchut nich knapp.

Assessor Blücher: Ich glaube, wir können auf die weiteren Ausführungen des Angeklagten verzichten, Herr Amtsrichter, da sie mit der Anklage so gut wie nichts zu tun haben und den Kern derselben gar nicht berühren. Es sind alles unwesentliche Dinge, die uns unnütz der Zeit berauben.

Richter: Sie sind in einem kollossalen Irrtum, Herr Assessor. Ich bin hier anwesend, um Recht zu sprechen. Und wenn ich das unparteiisch tun will, dann muß ich wissen, wie die Kontrahenten zueinander stehen und da sind mir mitunter auch unwesentliche Dinge, wie Sie sich auszudrücken beliebten, recht wertvolle Fingerzeige, die ich mir nicht entgehen lassen darf. (Zustimmung)

Fahren Sie fort, Angeklagter.

Angeklagter: Ick glöw, Herr Richter, dat is beter, wenn ick dorvon swig, den Herrn Akzesser wohrt dat jo to lang un rascher reden is mi nich gewen.

Richter: Nein, nein, Angeklagter, sprechen Sie ruhig weiter. Der Herr Assessor hörte Ihnen gerne zu.

Angeklagter: Na, denn minshalwen.

Wo bün ick doch noch stahn blewen? Ach so, nu weit ick't all.

As dat nu ümmer so wider güng mit de Leihneri, dor würd uns dat toletzt äwer. Von hüt af, säd min Fru, hett de Spaß en En'n. Rutergewen ward nicks mihr. Ick will mi äwer dat Volk nich länger argern. Ick möt min Wor ok ümmer mit bore Groschens betahlen.

Un richtig, min Fru höl Wurd. Kein Spirken mihr hetts an de Kinner veraffolgt.

Na, nu wir jo dat Kalw in't Og slagen, un wat de Tüg' is, de hett von den Dag an versöcht, mi en Knüppel twischen de Bein to smiten un mi wat an Tüg to flicken. Äwer ick heww mi wohrschugt, dat mi keiner an'n Wagen führen künn. Äwer nu hett de Mann . . .

Richter: Es ist gut Angeklagter, das weitere wollen wir uns ersparen. Setzen Sie sich.

Hiermit ist die Beweisaufnahme abgeschlossen und der öffentliche Ankläger Assessor Blücher ergreift das Wort:

Assessor Blücher: Mir ist in meiner ganzen Praxis noch nicht solche Verstocktheit vorgekommen, wie sie die beiden Angeklagten während der ganzen Verhandlung an den Tag gelegt haben. Obgleich ihre außerordentlich schweren Vergehen klar erwiesen sind, streiten sie das Blaue vom Himmel herunter.

Was die Angeklagten begangen haben, spricht jedem menschlichen Empfinden Hohn. Da liegen nun arme abgearbeitete Menschen auf ihrem harten Lager, um sich von den Strapazen des vergangenen Tages durch einen ruhigen und gesunden Schlaf an Leib und Seele zu erholen und zu kräftigen. Nun kommen diese Rohlinge, die jedem menschlichen Empfinden bar sind und randalieren mit solch einer Vehemenz auf der Straße, daß diese armen, ruhebedürftigen Menschen von ihrem Lager auffahren und in den Glauben versetzt werden, der jüngste Tag sei angebrochen.

Aber damit nicht genug. In ihrer Verruchtheit und moralischen Verkommenheit haben sie es gewagt, einen alten treuen Beamten, der ein Muster an Mut und Aufopferung ist, mit unflätigen Worten in tiefster Seele zu beleidigen.

Mit Worten, die unter gesitteten Menschen Ekel und Abscheu erregen. Allein schon wegen dieser verabscheuungswürdigen Tat beantrage ich, die Angeklagten zu einer Gefängnisstrafe von 10 Tagen und in die Kosten des Verfahrens zu verurteilen. Vor solchen Elementen muß die Einwohnerschaft geschützt werden. Jedem gesitteten Menschen treibt es die Schamröte ins Gesicht bei dem Gedanken, daß er von derselben Sonne beschienen wird und dieselbe Luft atmen muß, wie diese entarteten Kreaturen. (Lärmen und pfeifen)

Nachdem der Anklagevertreter geendet hat erhebt sich Rechtsanwalt Brunswig zu seiner Verteidigungsrede.

Rechtsanwalt Brunswig: Ich bin außerordentlich erstaunt darüber, mit welchem Eifer, man könnte sagen Fanatismus, der Herr Anklagevertreter einer harmlosen Sache wegen den Angeklagten einen Strick zu drehen versucht hat und Worte gebraucht, die in einem Kriminalroman à la Edgar Wallace gebräuchlich sind, die Angeklagten aber nicht allzu sehr erschüttern werden.

Wenn ich mich nun frage, was ist denn eigentlich geschehen, so muß ich mir die Antwort geben: Nichts! Aber auch rein gar nichts. Die Angeklagten haben gemeinsam eine Wirtschaft aufgesucht und dort ein paar Glas Bier getrunken. Dabei sind sie in eine fröhliche Stimmung geraten. Wer wollte sie darum tadeln. Andere Leute machen sich zu Hause einen vergnügten Abend, mit dem Unterschied, daß sie kein Bier, sondern Wein und teure Liköre trinken, welches ein Arbeiter nicht bezahlen kann. Wenn sie dabei einmal, was zweifellos nicht oft vorkommt, des Guten zu viel getan haben, dann sind sie eben doch zu Hause und brauchen nicht in ihrer feuchtfrohlichen Stimmung, wie es die Angeklagten mußten, einen längeren oder kürzeren Weg nach ihrem Heim zurückzulegen.

Während die Angeklagten nun in ihrer fröhlichen Stimmung auf den Gesang verfielen und ein kleines harmloses Liedchen anstimmten, verfallen jene oft darauf, ihrer animierten Stimmung ein Ablaßventil zu verschaffen, indem sie ihren weiblichen Dienstboten einen Besuch in deren Schlafräumen abstaten und denselben dort praktische Anleitung über das Werden des Menschen geben, wobei sie stets willige und gelehrige Schülerinnen finden.

Was nun den Gesang betrifft, den die Angeklagten angestimmt haben, so kann von einer Ruhestörung überhaupt nicht die Rede sein. Ich habe einmal die schönen Worte gelesen: Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Lieder. Die Ruhestörung, der man die Angeklagten beschuldigt, ist nur in der Fantasie des übereifrigen Nachtwächters entstanden. Wollte man sie dafür bestrafen, dann müßte man auch den Neustrelitzer Kuhhirten zur Verantwortung ziehen und vor den Kadi schleppen. Wenn dieser Mann in aller Frühe des Morgens, wenn alles noch im tiefsten Schlummer liegt, sein Horn ertönen läßt, dann ist es mit dem wohlthuenden Schlaf vorbei. Man glaubt sich zurückversetzt in das biblische Zeitalter, wo die Posaunen von Jericho unheilverkündend über den Mauern der Stadt erschallen.

Was nun die Beamtenbeleidigung betrifft, so habe ich dafür nur ein mitleidiges Lächeln.

Erstens bestreiten die Angeklagten ganz entschieden, die Beleidigung ausgesprochen zu haben. Gesetz den Fall aber, sie hätten tatsächlich die ominösen Worte gebraucht, welches aber keineswegs erwiesen ist, so wäre es falsch, wollte man daraus eine Beleidigung konstruieren, aus dem einfachen Grunde, weil es durchaus keine ist. Zum Beispiel: Wenn ich zu jemand sagen würde: Du kannst mich oder sie können mich usw., so habe ich damit noch lange nicht gesagt, daß der Betreffende es auch ausführen soll. Es ist gewissermaßen nur ein Vorschlag, der aber nicht ausgeführt zu werden braucht.

Anders wäre es, wenn ich direkt verlangte, das Betreffende zu tun, dann hätte ich mich einer Willensbeeinflussung zu einer unmoralischen Handlung schuldig gemacht, was nach Paragraph 397 des Bürgerlichen Gesetzbuches strafbar ist.

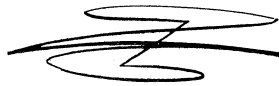
Da sich die Angeklagten einer solchen Willensbeeinflussung nicht schuldig gemacht haben und sich die nächtliche Ruhestörung als ein harmloses Geschehen herausgestellt hat, so bitte ich das Gericht, die Angeklagten freizusprechen und die Kosten des Verfahrens der Staatskasse aufzuerlegen.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück, um nach kurzer Zeit wieder zu erscheinen.

Richter: Den sachlichen Ausführungen des Herrn Rechtsanwalts ist es gelungen, das Gericht von der Schuldlosigkeit der Angeklagten zu überzeugen und spricht darum die Angeklagten in beiden Fällen kostenlos frei.

Hiermit schließe ich die Verhandlung.

Gerichtsdienerr!!! Die Sache Melz contra Weberstädt.

A handwritten signature or scribble consisting of several overlapping, horizontal, wavy lines.

Das großherzogliche Theater in Neustrelitz

zu Zeiten des Großherzogspaares Friedrich Wilhelm und Augusta Carolina

Lange ist es her; jawohl sehr lange! Zirka 70 Jahre muß ich schon zurückschalten, wenn ich über die damaligen Zustände in Neustrelitz über etwas berichte, was auf uns damals junge Generation einen unauslöschlichen Eindruck und größten Einfluß auf unser Verständnis für Kunst und vor allem Musik je nach Veranlagung gemacht hat.

Das alte Hoftheater in Neustrelitz erfreute sich der besonderen Protektion der musikalisch außerordentlich interessierten Großherzogin Augusta Carolina, und es war dadurch eine Hochburg musikalischer Leistungen. Aber nicht nur die in der Musik mitwirkenden Kräfte waren weit über dem Durchschnitt, sondern auch die Schauspielkräfte mußten schon etwas leisten, wenn sie vor den Augen der Großherzogin „Gnade finden wollten“.

Das Theater-Ensemble und die Musikkkräfte wurden in der Hauptsache aus der Privatschatulle des Landesherrn bezahlt und dies erst ermöglichte die heute „märchenhaft“ anmutenden niedrigen Eintrittspreise. So wurden in meiner Schülerzeit (1890—1900) für einen Sperrsitz M 1,—, Parkett M -,80, Schülerplatz M -,60 und Galerie sogar nur M -,30 bezahlt.

Für uns Schüler kam natürlich nur der Schülerplatz oder (spaßeshalber) die Galerie in Frage.

Damals zählte Neustrelitz wohl nicht mehr als 12 000 Einwohner und es ist klar, daß unter diesen Verhältnissen „jeder jeden“ kannte! Das Theater war eine große Familiengemeinde und die einzelnen Familien hatten jahrelang die angestammten Plätze, die der „alte Joachimi“ als Kassierer für diese immer reservierte. Alles ging nach Rang und Würden. So saß die Neustrelitzer Prominenz nur im Sperrsitz — rechts; die übrigen Besucher Sperrsitz — links. Sperrsitz links war als Stehplatz für die Schüler reserviert.

Das Theater spielte in der Wintersaison drei bis vier mal in der Woche, und zwar abwechselnd Oper, Operetten, Schauspiele, Lustspiele und Schwänke. Es wurde jedenfalls ein Repertoire geboten, das jedem etwas gab. Ich habe in diesem Theater eine grundlegende Musik- und Opernkenntnis erfahren, und es gab für mich später kaum eine Oper, die ich nicht als Schüler in Neustrelitz bereits gesehen hatte; man kann wohl mit Recht sagen, daß uns alten Neustrelitzern, soweit wir uns für Musik interessierten, das denkbar Möglichste geboten wurde. Sei es Mozart, Weber, Auber, Lortzing, v. Flotow, Bizet, Rossini, Donizetti, Verdi oder sogar van Beethoven (Fidelio), Wagner oder Meyerbeer.

Als Junge von sieben Jahren sah ich dort meine erste Oper — Fra Diavolo! Ein Erlebnis in meiner damaligen Jugend, das mich stark beeindruckte und unvergeßlich geblieben ist.

Von den an dem Theater wirkenden Kräften erinnere ich mich heute noch an den Tenoristen Otto Goritz, der später als großer Sänger in New York eine bedeutende Rolle spielte. In viel späteren Jahren sah ich ihn noch einmal in Hamburg den „Bajazzo“ spielen. Ferner möchte ich noch den Bassisten von Schmädel erwähnen, der in unverfälscht sächsischem Baß eine Figur köstlichen Humors war; nicht zu vergessen Fräulein Schüttky, die bis ins hohe Alter eine etwas „füllige jugendliche“ Carmen sang. Von Schauspielern erinnere ich mich noch an Wogritsch, der, seiner Rolle stets unsicher, sich stets in der Nähe des Souffleurkastens hielt, Kugelberg und dann vor allen Dingen des einmaligen Komikers Klickermann. Ich habe in meinem Leben viele große Komiker gesehen, aber niemals wieder einen Klickermann. Für mich blieb Klickermann immer einer der Perfektesten. Mag sein, daß man in der Jugend für derartige Possentreibereien am empfänglichsten ist!

Der Theater-Chor wurde von Hauptmann geschult und geleitet und setzte sich teilweise aus Familienmitgliedern des Theater-Ensembles, teilweise aus musikliebenden Neustrelitzer Handwerkern (Malermeister Kippenberg, Tanzlehrer Lamprecht usw.) zusammen und zeigte ein beachtliches Können in Gesang und Mimik, wirkte aber dadurch sehr oft erheiternd, daß die Kostümierung der allen Neustrelitzern bekannten Persönlichkeiten grotesk war.

Die Kapelle stand unter der hervorragenden Leitung von Alban Förster mit den vorzüglichen Solisten Weiglin und Fuchs (Violine), Bergfeld (Cellist), Pabst (Bassist), ferner Jakobowsky, Sperling, Flöten-Lehmann etc. etc. Für ein so kleines Theater eine sehr beachtliche Besetzung, die sich nicht scheute, Beethoven, Wagner und Meyerbeer zu Gehör zu bringen.

Kapellmeister Förster hatte der Großherzogin gegenüber wohl nicht immer einen leichten Stand; denn nicht seine Auffassung in der Taktführung bestimmte Ausdrucksweise von

Musik und Gesang, sondern oft sah man die Großherzogin mit ihrem Fächer den Takt angeben, und nur der Nachgiebigkeit von Förster war es dann wohl vor allen Dingen zu danken, daß Musik, Gesang und Spiel nicht völlig in Konfusion untergingen! Sobald der großherzogliche Hof erschien, erhob sich das ganze Parkett und der Balkon und nahm erst wieder Platz, wenn sich die Großherzogin, die stets hinter dem Kapellmeister Förster in der ersten Reihe in der Mitte saß, ihren Platz eingenommen hatte.

Die ersten vier Parkettreihen (der sogenannte „Stall“) waren nur für die den großherzoglichen Herrschaften vorgestellten Adligen reserviert und von den übrigen Theaterbesuchern durch eine Barriere streng getrennt. Während der Pausen hielt die Großherzogin Cercle und zeichnete diesen oder jenen durch ein Gespräch aus. Der blinde Großherzog trat im Theater wenig in Erscheinung; er saß meistens in der für ihn reservierten kleinen Loge im Parterre dicht an der Kapelle, und man sah ihn hin und wieder den Kopf gestützt der Musik lauschen.

Als Schüler machten wir uns oft den Spaß, den Galerie-Platz für 30 Pfennig aufzusuchen. Es war Brauch, daß man diesen „Olymp“ nur mit einem kräftig riechenden „Käse“-Brot in der einen Rocktasche und Schnaps und Calmüser (von Kaufmann Schwandt gemixt!) in der anderen Tasche bestieg. Dort traf man dann die „wahren“ Musikkenner! Aber in was für einer Luft! Die großen an der Decke hängenden „Gas“-Kronleuchten strahlten eine unerträgliche Hitze zu dieser Höhe aus; schweißstriefend und dicht an der Decke zusammengedrängt zog man sich oft die Jacke aus und begann sein „stinkendes“ Käsebrod zu essen und den Schnaps zu trinken, und es dauerte meistens nicht lange, daß man laute und wirre Redensarten führte. Es endete dann gewöhnlich damit, daß ein „uniformierter“ Theater-Diener erschien und einen mit den Worten:

„Schämen Se sich wat; Sei sünd im förstlichen Thiater! Moken Sei dat Sei rutkoamen!“
an die Luft setzte!

Was gäb ich drum, könnt ich die schöne Zeit noch einmal erleben!

Vorbei! Vorbei!

Werner Rust

Hermann Teuchert +

Am 13. 1. 1972 ist der Senior der niederdeutschen Germanistik, Hermann Teuchert, im gesegneten Alter von 92 Jahren verschieden. Ein langes und reiches Gelehrtenleben hat damit sein Ende erreicht.

Der Bauernsohn aus der Neumark hat nach Lehr- und Wanderjahren — Schüler in Berlin, Student in Straßburg und Berlin, Assistent in Bonn und Studienrat wieder in Berlin — seit 1920 seine Wirkungsstätte an der Universität Rostock gefunden. Über 50 Jahre Mitglied einer Universität, davon 35 Jahre als aktiver Lehrer — das will was heißen! 1920 wurde er auf den gerade gegründeten Lehrstuhl für niederdeutsche und niederländische Sprache und Literatur berufen, seit 1934 vertrat er das ganze Fach der deutschen Sprache und älteren deutschen Literatur. Diese intensive Lehrtätigkeit hätte einen Menschen schon ausfüllen können und Teuchert war ein guter Lehrer als Studienrat in Berlin und als Professor in Rostock.

Teuchert hat immer und überall die Verbindung mit seiner Heimat, mit ihrem Volkstum und vor allem mit ihrer Sprache aufrechterhalten. Seine Doktorarbeit hatte die Sprache seines Heimatdorfes zum Thema. Sie wurde der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität eingereicht. Das ist eine im alten guten Sinne philologische Arbeit, die aber schon etwas von dem weiten und kritischen Sinne des Verfassers ahnen läßt. Sie hat ihm den Weg nach Bonn, ins Rheinland geebnet. Hier in Bonn hat er an den Vorarbeiten zum Rheinischen Wörterbuch, dessen Vollendung wir gerade erleben, vor 65 Jahren mitgewirkt; aus Neuß, vom Niederrhein, hat er sich auch seine liebwerte Gattin geholt.

Der Studienrat in Berlin (1910—1920) arbeitete dialektologisch tüchtig weiter. Auch während des Krieges, den er in einem pommerschen Regiment ganz miterlebte, ruhte diese

Arbeit nicht. Teuchert hat es immer als eine gnadenreiche Schickung bezeichnet, daß er durch seinen Lebensweg mit vielen niederdeutschen Mundarten vertraut wurde und mit ihnen arbeiten konnte; seine heimatliche neumärkische, die rheinische als Assistent in Bonn, die pommerschen im Kriege und später die mecklenburgische Mundart in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit boten ihm genügend Vergleichsstoff, daß er niemals einseitig zu werden brauchte.

Schon früh muß er Gustav Roethe in Berlin und Edward Schröder in Göttingen aufgefalten sein. Durch sie wurde er 1920 mit der Arbeit am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm betraut. Den 15. Band hat er fast allein noch im höchsten Alter fertigstellen können. Wer je an einem Wörterbuch gearbeitet hat, weiß, daß Wörterbucharbeit eine harte Fron ist, aber auch wieder eine beglückende und beneidenswerte Arbeit sein kann. Teuchert hat wohl beides erlebt, die Freude und die Qual. Jene beiden souveränen Gelehrte werden ihn auch für Rostock empfohlen haben, obwohl er gar nicht habilitiert war. Auch das ein Zeichen des Vertrauens, das ihm, dem simplen Studienrat, entgegengebracht wurde.

In Rostock wurde er heimisch, und als Rostocker Professor ist er weithin bekannt geworden. Teuchert hat viele fruchtbare und weiterführende Aufsätze geschrieben, und er hat selbstlos jahrzehntelang wissenschaftliche Zeitschriften gut redigiert. Seit 1920 hat seine Arbeit zwei Mittelpunkte. Das ist einmal das Mecklenburgische Wörterbuch, das er mit R. Wossidlo zusammen geplant hat und dessen 500 000 Wortzettel einen großen Teil des Materials ausmachen. Nach langer Vorarbeit erschien 1937 die erste Lieferung, die 50. hat er noch selbst herausgegeben. Das heimische Volkstum in seiner Sprache zu erfassen, diese Aufgabe haben die ersten beiden Herausgeber, Wossidlo und Teuchert, ihrem Wörterbuch gestellt. Überblicken wir die bisherigen 50 Lieferungen, wer von uns wird nicht bewundernd zugeben, daß das ihnen und ihren Mitarbeitern im hervorragenden Maße geglückt ist!

In seiner Dankesrede bei der Verleihung des Joost-van-den-Vondel-Preises der Stiftung F. V. S. 1964 in der Aula der Universität Münster hat Teuchert über sein zweites Hauptarbeitsgebiet gesprochen und dargelegt, wie mühsam er die Fundamente für sein Buch über „Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts“ (erschienen 1944) gewinnen mußte. Das Verhältnis der niederdeutschen und der niederländischen Sprache sehen wir seit ihm in einem neuen Lichte. Von niederländischen Siedlern in der Mark Brandenburg wußten wir durch den mittelalterlichen Historiker. Aber daß man mit einigem Recht von einer niederländischen Sprachinsel in der Mark sprechen kann, diese Erkenntnis verdanken wir Hermann Teuchert. Wer Ergebnisse einer modernen Dialektgeographie kennenlernen will, hier hat er solch reife Frucht. Diese Arbeit hat stark angeregt. Viele Forscher, ich nenne nur Karl Bischoff und Otto Kieser, haben sie weiter geführt und modifiziert. Die Grundlage verdanken wir Teuchert.

Schon in seiner frühen Berliner Arbeit hat Teuchert gemeinsam mit W. Seelmann mit den Sammlungen für ein Brandenburgisches Wörterbuch begonnen. Die ersten Lieferungen des Berlin-Brandenburgischen Wörterbuches hat er gerade noch erlebt. Die wissenschaftliche Grundlage für dies Wörterbuch, so darf man mit gutem Recht behaupten, liefert sein letztes, sein Alterswerk „Die Mundarten der Brandenburgischen Mittelmark und ihres südlichen Vorlandes“. Hier nimmt er seine Forschungen von 1943 wieder auf, verbindet sie mit der anderen west- und ostdeutschen Forschung und führt damit sein Werk zu Ende. Den Literaturhistoriker, den Biografen, den Kritiker und den Rezensenten will ich nur erwähnen. Auch hier hat er viel Saat zur Erde gebracht und gute Frucht geerntet.

Hermann Teuchert hat es nicht an Anerkennung gefehlt. Er ist Träger des Brüder-Grimm-Preises der Universität Marburg gewesen, er hat für seine deutsch-niederländischen Forschungen den Joost-van-den-Vondel-Preis erhalten, er ist korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie geworden, und zuletzt hat ihm seine Universität noch den Ehrendoktorhut verliehen. Wahrlich, eine stolze Reihe!

Wer je mit ihm in Berührung kam, wer, wie Vf., das Glück hatte, ihm mit seiner lebensfrohen Gattin am Meisenweg in Rostock in seinem Hause auch menschlich näherzutreten zu dürfen, der wird Hermann Teuchert immer als Vorbild treuer, volksnaher wissenschaftlicher Arbeit im Gedächtnis behalten.

Heinrich Wesche



**3 Generationen Caroliner
vor dem Pfarrhaus in Woldegk — Frühjahr 1914**

Obere Reihe (von links):

*Helene Haberland
geb. Müller
* 1857 † 1943*

*Martha Otto
Kinderfräulein*

*Wilhelm Lindow
Bruder von Else
Haberland aus
Walchow Krs. Ruppın
Schüler des Carolinum
✕ 1918*

*Prof. Maximilian Haberland
* 1853 † 1918*

*Ernst Richard Haberland
Pastor in Woldegk
* 1882 † 1919*

Untere Reihe (von links):

*Ruth Haberland
∞ Vogeler
* 1909*

*Käthe Haberland
∞ Ruhe
* 1911 † 1963*

*Else Haberland
geb. Lindow
* 5. 8. 1888 † 1965
Ernst Haberland
* 1913*

Prof. Maximilian Haberland war der Nachfolger von Prof. Dr. Roloff

Geburtstage

Zu ihrem 92. Geburtstag, den Frau Martha Tolzien, Witwe unseres unvergessenen Landesbischofs D. Tolzien, am 29. 3. d. J. bei ihrer Tochter Frau Ruth Roth in Mainz feierte, gratulieren wir ihr herzlichst. — Ihren 90. Geburtstag feierte am 8. Februar 1972 in Neustrelitz die frühere Lehrerin Anna-Marie Bartold, Tochter des ehemaligen Rektors unserer Bürgerschule, Rat Bartold. Wir sandten ihr ein Glückwunschtelegramm. Sie konnte ihren Ehrentag, an dem viele alte Freunde ihrer gedachten, in aller Zufriedenheit verleben. — Unser 2. Vorsitzender Robert Buhrow vollendete am 14. Februar d. J. in Hamburg in alter Frische sein 81. Lebensjahr. Auch ihm gratulieren wir hiermit aufs herzlichste. — Am 17. März d. J. konnte der Lehrer i. R. Paul Tramm in Neustrelitz, Vater unseres Caroliners Günter Tramm, auf sein 82. Lebensjahr zurückblicken. Wir übersandten ihm unsere Glückwünsche. — Am 20. April feierte unser altbewährter Caroliner Werner Rust seinen 88. Geburtstag. Unsere Glückwünsche begleiten ihn fürs neue Lebensjahr. — In Kiel beging am 24. 2. 1972 Max Wilke seinen 70. Geburtstag. Ihm wünschen wir fürs neue Lebensjahrzeit Glück und Gesundheit. — Am 30. März d. J. vollendete Dr. jur. Hermann Stech, Generaldirektor der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft a. G. in Hannover, die kürzlich auf ihr 175jähriges Bestehen zurückblicken konnte, sein 65. Lebensjahr. Ihm und seinem Unternehmen wünschen wir fernerhin Glück und Erfolg!

Geboren

Christa Otte geb. Meissner (früher Neustrelitz) und Detlef Otte, 4703 Pelkum-Hamm, Große Werlstraße 83, wurde ein Sohn Thorsten geboren. — In den Vermischten Beiträgen zu Heft Nr. 60/61 wurde die Geburt des Enkels Friedemann unseres Mitarbeiters Dr. jur. Carl Meltz angezeigt. Die Eltern des Kindes sind Dipl.-Ing. Andreas Richter und Frau Sigrid geb. Meltz, wohnhaft in Mörsch.

Verheiratet

Erika Heitmann, zweitjüngste Tochter unseres ersten Vorsitzenden, heiratete am 14. April d. J. den Rechtsanwalt Diethart Bohn, Flensburg.

Examina, Beförderungen pp.

Unser Caroliner, Otto G. Sickert, der bald nach seinem Abitur in die USA auswanderte, hat es in Cranford (New Jersey), wo er als Captain lebt, zu hohen Ehren gebracht. Als einer der hochgeachteten und profilierten Bürger der Stadt wurde er im Dezember 1971 einstimmig zum Präsidenten der „Honorary P. B. A.“ von Cranford gewählt und versieht dieses Amt außerordentlich segensreich zum Wohl seiner Mitbürger. Sein Sohn Frederick G. A. Sickert ist kürzlich nach glanzvoller Beendigung seines theologischen Studiums mit den akademischen Graden des B. A. und des M. A. in das geistliche Amt ordiniert worden; er hat einen Ruf als Pastor an der lutherischen St.-Paul's-Kirche in Milville angenommen. — Regierungsbaudirektor Dipl.-Ing. Günter Tramm, Referent für Wasserversorgung im Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten des Landes Nordrhein-Westfalen, wurde zum Ministerialrat ernannt. Er ist auch Ausbildungsleiter für die Referendare seines Fachbereichs. Günter Tramm wurde am 5. 1. 1923 in Neustrelitz als Sohn des Lehrers Paul Tramm geboren, besuchte unser Carolinum von Ostern 1933 bis zum Abitur (6. 3. 1941), war im Kriege zuletzt Oberleutnant zur See und studierte später an der Technischen Hochschule in Hannover. — Erika Heitmann bestand vor dem Oberlandesgericht in Hamburg ihr zweites juristisches Staatsexamen mit Prädikat und wurde zur Gerichtsassessorin ernannt. — Olaf Tesch, Sohn unseres Caroliners Dr. Gerhard Tesch, 1 Berlin 65, Schwedenstraße 18c, approbierte im Dezember v. J. und promovierte im Februar 1972 zum Dr. med. dent. — Die Ehrenplakette für Verdienste um die Stadt Mölln wurde an Carl Friedrich Maass verliehen. In einer festlichen Sitzung im ehrwürdigen alten Rathaus der Eulenspiegelstadt Mölln wurde am 20. Dezember 1971 dem langjährigen Kulturreferenten der Landsmannschaft Mecklenburg, Mitglied des Mitteldeutschen Kulturrates und bekannten mecklenburgischen Heimatforscher Carl Friedrich Maass durch den Bürgervorsteher für seine aufopfernde Betreuung und Leitung des Stadtarchivs und des städtischen Museums die Ehrenplakette für Verdienste um die Stadt Mölln verliehen. Das Carolinum gratuliert diesem Mitglied unseres Freundeskreises herzlichst zu dieser hohen Ehrung! — Dr. med. Hans Ludwig Brückner, Woltersdorf, wurde zum „Sanitätsrat“ ernannt.



*Frau Alma Hauptmann mit ihrer Schwester,
unserer Tanzlehrerin Minnie Lamprecht*

Frau Hauptmann wird am 25. Juni d. J. ihr 90. Lebensjahr vollenden. Sie ist die Witwe unseres Musikdirektors Friedrich Hauptmann und die Mutter unseres Caroliners, des im Vorjahr verstorbenen Ritterkreuzträgers Hans Hauptmann, und von Frau Eva Toense, die auch ihr Abitur am Carolinum abgelegt hat. Hans Hauptmann wirkte als Oberlehrer in Itzehoe und hatte sich dort bei seinen Kollegen und Schülern großes Ansehen erworben. Minnie Lamprecht vollendete am 6. April 1972 ihr 82. Lebensjahr. Beide Schwestern wohnen in 24 Lübeck, Fackenburger Allee 30.

Gestorben

Frau Maria Bressel, geb. Dorendorf, die Witwe unseres Caroliners Dr. med. Erich Bressel, verstarb in Magdeburg im 73. Lebensjahr. Ihre Tochter ging ihr vor nicht langer Zeit im Tode voran. Maria Bressel hinterläßt zwei Söhne, Eberhard Bressel, Mitglied unseres Freundeskreises, und Dr. Ulrich Bressel. Wir trauern mit den Hinterbliebenen. Manch altem Caroliner wird Dr. Erich Bressel noch aus seiner Primaner- und Studentenzeit in guter Erinnerung sein.

Müllermeister Hermann Schmidt, Sohn des bekannten ehemaligen Strelitzer Landtagsabgeordneten, verstarb am 5. 1. 1972 in Useriner Mühle. In Lübeck verstarb am 15. 1. 1972 im 85. Lebensjahr Bürgermeister a. D. Walter Lackner, Schwiegervater unseres Schatzmeisters Michel Wolfgang Ludewig, dem wir unsere herzliche Anteilnahme bekundeten. In Hannover, seinem letzten Dienst- und Wohnsitz, entschlief am 7. 2. 1972 im 74. Lebensjahr der Kriminalpolizei-Obermeister i. R. Paul Schmuhl. Viele Neustrelitzer kennen ihn aus seiner früheren jahrzehntelangen Tätigkeit als pflichtbewußten Polizeibeamten. Am 20. 2. 1972 starb nach schwerer Krankheit im 69. Lebensjahr Dora Piehler, eine Verwandte unseres Oberstudiendirektors Gustav H. Piehler. Die Trauerfeier fand in Wiesbaden statt. Regierungs-Oberamtmann a. D. Bruno Hülsmeier verstarb am 18. 3. 1972 in Hannover im Alter von 67 Jahren. Er stammte aus Strelitz und war Ostern 1923 Konabiturient von Heinrich Tiedt, Karl Blank †, Werner Klatten und Peter Heitmann. — Unser Freund, Oberstudienrat a. D. Karl Bischof in Hamburg entschlief nach schwerem Leiden im Alter von 73 Jahren.

In Hamburg verstarb am 29. Februar d. J. Generalleutnant a. D. Victor Lang, seinerzeit Oberst im I. R. 48 in Neustrelitz. Aus dieser Zeit ist er vielen Carolinern noch in lebhafter Erinnerung. An seiner Beisetzung nahm eine Abordnung ehem. 48er teil.

Emmy Gerlach, geb. Westphal †

Im Alter von 85 Jahren starb am 19. Februar 1972 nach kurzer Krankheit unsere hochverehrte Frau Emmy Gerlach, geb. Westphal. Es war ihr vergönnt, bis in ihr hohes Alter liebevoll und tatkräftig am Leben und Wachsen ihrer großen Familie teilzunehmen. Sie gehörte auch dem Vorstand unserer Carolinerschaft an und nahm an unseren Marburger

Treffen regen Anteil. Allen Carolinern, die sich in den Jahren 1965, 1968 und 1970 mit ihr zur Nachfeier in der „Sonne“ am Alten Markt in Marburg trafen, werden diese Stunden unvergänglich bleiben! Mit ihrem unerschöpflichen Humor war sie stets der Mittelpunkt dieser fröhlichen Runde.

Emmy Westphal, jüngste Schwester der Mutter unserer Caroliner Karl Jochen und Werner Praefcke, wurde als neuntes Kind des Zimmermeisters August Westphal am 11. 1. 1887 in Schönberg/Mecklenburg geboren. Nach Absolvierung der Volksschule ihrer Heimatstadt und zusätzlicher Privatstunden in Englisch und Französisch besuchte sie von Ostern 1903 bis 1906 das Seminar in Schwerin. Nach der Abschlußprüfung war sie zunächst als Hauslehrerin tätig. Sie besuchte zur Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse England als au-pair-Mädchen, was für damalige Zeiten etwas Besonderes war, und war nach ihrem ersten Jahr im Schuldienst nochmals als Hauslehrerin in England. Am 28. 4. 1908 war ihr erster Schultag als Hilfslehrerin an der Höheren Töchtertschule in Neustrelitz. Ostern 1910 wurde sie fest angestellt. Am 23. September 1919 heiratete sie in Neustrelitz den verwitweten Studienrat Paul Gerlach aus Wismar, den Bruder von Frau Pastor Martins und von unserem Studienrat Fritz Gerlach. In dieser Ehe kamen zu den vier kleinen Söhnen aus der ersten Ehe ihres Mannes noch zwei Töchter. Betrauert wird sie auch von 14 Enkeln und zehn Urenkeln. Noch kurz vor ihrem Tode hatte Frau Emmy Gerlach die Freude, alle ihre Kinder zur Feier ihres 85. Geburtstages in Duisburg vereinigt um sich zu sehen.

Seit der Übersiedlung aus Wismar nach dem Tode ihres Mannes 1958 lebte sie in Norden/Ostfriesland. Fast bis zum letzten Tage ihres Lebens war Frau Emmy Gerlach viel auf Reisen, fuhr Rad, spielte Tennis und badete im Sommer noch täglich in Norddeich in der Nordsee. Erst im Herbst 1971 war sie aus Gesundheitsgründen in ein Altersheim nach Duisburg übersiedelt. Sie starb nach einem Schlaganfall am 19. Februar 1972 und wurde am 23. Februar in Duisburg beerdigt.

Vielen Carolinern ist Emmy Westphal als resolute Englisch-Lehrerin in guter Erinnerung ebenso wie den Jahrgängen der Lyzeistinnen, denen sie Unterricht erteilte. Während des Ersten Weltkrieges hatte sie manchen Kollegen des Carolinum, der im Felde stand, zu vertreten. Wir alle werden ihr ein dankbares Gedenken bewahren!

Heini Steffen

geboren Neustrelitz 19. Februar 1884, gestorben 11. März 1972 in Göppingen,
ein Nachruf von Werner Rust, Hamburg.

Neben meinem Intimus Hermann Brunswig ist nun am 11. März 1972 ein weiterer Intimus und Jugendfreund von mir heimgegangen.

Von Nona an bis zu seinem Tode haben wir in intimster Freundschaft und stetem Briefwechsel gestanden; haben Freud und Leid gemeinschaftlich geteilt, und nun ist als einziger Jugend- und Schulfreund Walther Rieck im 87. Lebensjahr stehend übrig geblieben.

Heini Steffen wurde als Sohn des damaligen Fabrikbesitzers Jakob Steffen geboren, der, aus Lübeck stammend, während einer Eisenbahnfahrt von Lübeck nach Berlin sich eine neue Erwerbsquelle suchend, im Zuge von einem Mitreisenden auf eine in Neustrelitz leerstehende Fabrik aufmerksam gemacht, seine Reise in Neustrelitz unterbrach, das leerstehende Unternehmen besichtigte und sich sofort in dem schönen Neustrelitz entschloß, die Fabrik zu kaufen. Das war die Gründung der sonst fremden Familie Steffen in Neustrelitz. Nach kurzer Zeit entschloß er sich, mit dem Ingenieur Bardey zu associieren und jahrzehntelang firmierte das Unternehmen „Steffen & Bardey“. Es lag im Eisenbahngelände nicht weit ab vom Glabecker See. Wie das Unternehmen blühte, wuchs und gedieh, blühte, wuchs und gedieh auch die Familie Steffen. Meiner Erinnerung nach entsprossen der Ehe acht oder neun Kinder, die alle gut vorwärts kamen. Die älteste Tochter heiratete den Kaufmann Frentz, Zierkerstraße, die alle alten Neustrelitzer fraglos kannten. Mein Freund „Heini“ war wohl das letzte bis 1972 lebende Kind. Sein älterer Bruder Hermann übernahm nach dem Tod seines Vaters die Steffensche Eisengießerei; er und seine Frau kamen bei einem Bombenangriff in Wismar ums Leben.

Heini Steffen wurde regelmäßig mit meinem Zwilling Bruder Walter und mir von Klasse zu Klasse versetzt oder blieb sitzen! Welch' eine Freundschaft!!!

Heini Steffen erwählte den Ingenieur-Beruf und war nach erfolgreichen Examinas an verschiedenen Hochschulen als Ingenieur in diversen Firmen tätig, auch im Ausland. Den Ersten Weltkrieg machte er als Offizier mit; heiratete alsdann und ließ sich als leitender Ingenieur bei der Firma Werner & Pfleiderer, Ludwigsburg, in Stuttgart nieder. Seiner Ehe sind zwei



3. 4. 1925 — Entlassungsjahrgang des Lyzeums in Neustrelitz

Obere Reihe von links: Lotte Petersen, Elfriede Riedel, Lieselotte Bockholt, Ruth Cordua, Lotte Petersen, Waltraud von Bronsart, Else Radder, Anna-Marie Peters, Alexandra Thiessenhusen.

Zweite Reihe von links: Lotte Stehlmann, Charlotte Borchert, Gerda Schüder, Eva Krüger, Anneliese Götze, Susanne Cramer, Anneliese Sievert, Ruth Zahn, Elfriede Koll, Elfriede (?) Sonnenberg, Käthe Mähl, Waltraud Laue.

Dritte Reihe von links: Hanna Greck, Herta Rietzke, Dagmar von Amrep, Erika Burmeister, Rat Praefcke, Lotte Wegner.

Vordere Reihe von links: — ? —, Maria Graak, Elfriede Wils.

Die Aufnahme wurde uns freundlicherweise durch Vermittlung von Frau Ilse Knöfel seitens Fräulein Anna-Marie Peters zur Verfügung gestellt.

Töchter entsprungen, von denen eine Tochter nach Los Angeles (Amerika) heiratete, während die andere in Stuttgart in die Familie „Bleyle“ heiratete. Vor ca. zehn Jahren besuchte er seine in Los Angeles verheiratete Tochter, die jetzt ans Sterbelager ihres Vaters komend, mir seine Erlösung von einer schweren Darmkrankheit mitteilte. Seine Ehe wurde leider schon nach kurzer Zeit durch den Tod seiner Frau gelöst und seitdem vereinsamte er mehr und mehr und absorbierte sich durch den schweren Schicksalsschlag von altem Gewohnt. So sahen wir ihn nur selten in „Marburg“! Er zog sich in den letzten Jahren in ein Altenwohnheim in Göppingen-Bartenbach zurück, von wo aus er resignierend mir oft schrieb und nach Ausbruch und Erkennung seiner Krankheit seit ca. zwei Jahren auf seinen Tod wartete!

Lieber Heini, leb wohl; mit Dir ist ein eigenes Stück meiner Jugend ins Grab gesunken.

Wie oft haben wir, Du in der „Gothia“, ich in der „Rugia“, gesungen: „Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere!“

Alle sind dahin: Adler, Otto Sellin, Rathsack, Puller Meincke etc. etc. auf der einen Seite; Rust's, Hamann, Paul Recke, Karl Gerling, Ludolf Schultz etc. auf der anderen Seite!

Es war eine schöne Zeit! Leb' wohl!

Dein Intimus (oder Spezi, wie Du zuletzt immer schriebst) Werner Rust.

Hans Heinrich Fölsch: Mit großem Interesse habe ich mir die Bilder in den Carolinum-Heften angesehen. Ich habe mich gefreut, daß auch eine Aufnahme, die ich gemacht habe, sich darin findet (Heft 56/57). Es ist die Obersekunda 1913/14, und das Bild ist tatsächlich in Hohenzieritz aufgenommen worden. In demselben Heft ist S. IV unten ein Bild der Quinta 1908. Darauf finde ich in der 3. Reihe von unten ganz links Carl Schüder, und ganz oben in der Mitte ist wahrscheinlich Friedrich Reinhold, der Sohn von Pastor Reinhold. Er ist oben im 1. Weltkrieg gefallen.

Der in der 2. Reihe von unten links genannte Kurtztisch hieß mit Vornamen Richard, er ist später Pastor in Wesenberg gewesen und vor einigen Jahren gestorben. In demselben Heft findet sich S. 110 eine Aufnahme von einer Pfingstfahrt unter Leitung von Oberlehrer Grüder, an den ich mich noch gut erinnern kann. Darauf erkenne ich links hinter Oberlehrer Grüder Radloff, der zuletzt Propst in Stavenhagen war und sein 50jähriges Amtsjubiläum hat feiern können. Unten ganz rechts ist mein Vetter Wolfgang Fölsch, der sich mit Rudi Bahlcke immer um den ersten Platz in der Klasse stritt, dann Theologie studierte, im 1. Weltkrieg Offizier wurde, weiter studierte, Hilfsprediger in Kublank und Neubrandenburg war, danach an seinen geistigen Fähigkeiten Schaden nahm und jetzt in Schwichtenberg unter kümmerlichen Verhältnissen lebt, aus denen ihm aber niemand heraus helfen kann, weil er so merkwürdig ist. — In dem Heft 58/59 des „Carolinum“ ist ein Bild des Kollegiums des Friedländer Gymnasiums, und es wird als Zeit der Aufnahme das Jahr „etwa 1930“ angegeben. Das wird nicht ganz richtig sein. Das Friedländer Gymnasium beging 1929 das 500jährige Jubiläum. Ich war damals dort Pastor an der Marienkirche, und ich kannte natürlich auch das Kollegium des Gymnasiums. Herr Zingelmann war damals aber nicht mehr darin. Aber Hennings, mein Mitschüler, gehörte schon dazu, er kam mit mir etwa gleichzeitig nach Friedland. Das war 1927. Ich schätze, daß das Bild aus dem Jahre 1927 stammt. Bei einem der Namen ist ein Irrtum unterlaufen, der Studienrat in der unteren Reihe, der 2. von rechts, war Herr Hammler.

Hans Lösch: Durch Otto Rassow, den ich hier vor etwas mehr als einem Jahr ganz zufällig traf, sind mir Caroliner und unsere alte Schule wieder mehr gegenwärtig. Wie spontan und herzlich unsere Freude nach gegenseitigem Erkennen war, läßt sich mit wenigen Worten nicht beschreiben. Und wie des Schicksals Fäden gesponnen sind, um es zu diesem Treffen kommen zu lassen, stellt sich eben erst später heraus. Eine Jugendfreundin, die ihn zur Afrikareise veranlaßte, ist mit dem Vetter meiner Frau verheiratet. Obwohl ich wußte, daß sie aus der Fürstenberger Gegend stammt, ahnte ich nicht, daß ihr Besuch Otto Rassow war. Er schrieb mir jetzt, daß seine Mutter erzählte, mein Vater, damals Lehrer in Wokuhl, hätte seine Eltern 1919 standesamtlich getraut. So ziehen sich Fäden, die eines Tages zusammenführen, und sei es im fernen Afrika. Bewußt Verbindungen zu erhalten, ist eine der Aufgaben unseres „Carolinum“, die Sie in so dankenswerterweise auf sich genommen und so vollendet ausgeführt haben. Dafür sind Ihnen alle Caroliner von Herzen dankbar, was ich persönlich ganz besonders hervorheben möchte...

Martin Breest: Die Schriftstellerin Eva Rechlin-Bartoscheck hat das Carolinum jetzt auch erstmalig erhalten. Sie schrieb sehr begeistert darüber und will es auch nach Schweden weitergeben.

Lotti Meyer-Saß: Ganz besonders herzlich für Ihre so teilnehmenden Zeilen möchte ich Ihnen als Vorstand der Carolinerschaft danken und den ehemaligen Lyzeistinnen. Auch mit dem schönen Kranz als Zeichen alten Verbundenseins mit meinem Vater haben Sie mir eine große Freude gemacht.

Frau Dorothea Ubel-Zeit, Mitglied unseres Freundeskreises, fragt, warum niemals etwas über ihre Heimatstadt Fürstenberg geschrieben wurde. Wer könnte das machen? Wer hat gute Bilder von Fürstenberg in Besitz?

Amtsgerichtsdirektor G. Sommer, 2 Hamburg 70, Rantzaustraße 76: In Ihrem „Carolinum“ vom Herbst 1970 finde ich einen Artikel von Brunswig „Wissenschaft und Ethik“, dem ich in seinem Anliegen völlig zustimme. Es ist genau das, was ich in meiner kürzlich erstellten Monographie „Polarität im Strafrecht“ etwas ausführlicher dargestellt und — nicht nur für Juristen gedacht — zu begründen versucht habe.



Untere Reihe von links: 1. Max Schulze, 2. Paul Pagel, — — — (?)
 Zweite Reihe von links: 1. Hans Wilda, 2. Ulrich Haller, — — — (?)
 Zweite Reihe von rechts: 2. Siegfried Runge, 3. Conrad Kalkschmidt, — — — (?)
 Obere Reihe von links: 1. Wendt, 2. Max (?) Reinke, 4. Müller-Crepon,
 5. Fölsch (Mucki), 8. Gerhard Westphal, halb rechts davon: Hans Reinke, — — — (?)
 Die Lehrer: Klempien, Busch, Gerlach, Rieck und Hordorff

Die Aufnahme stellte uns freundlicherweise Prof. Dr. Wilhelm Westphal, Plön, zur Verfügung. Er selbst legte schon Ostern 1909 das Abitur auf unserem Carolinum ab. Sein jüngster Bruder Gerhard, der an diesem Ausflug teilnahm, fiel im August 1918 als Regimentsadjutant beim I. R. 90.

Verschiedenes

Unser Caroliner, Oberstudienrat Dr. Heinrich Pinnow, 67 Ludwigshafen, Schumannstraße 3 — Studienzirkel e. V. —, hat uns eine Aufstellung interessanter Studienreisen überreicht, die er und seine Mitarbeiter im Laufe dieses Jahres unternehmen. Vorgesehen sind u. a. Reisen nach Malta, Paris, an die Rhone und ans Mittelmeer, nach Schottland/Island/Grönland (Juli/August 1972), auch nach Australien über Hongkong, Neuguinea und von Sydney zurück über Honolulu und Los Angeles (Juli/August 1972), nach Zypern, Beirut, Bagdad und schließlich im Dezember 1972 und Januar 1973 nach Südamerika. Im Kulturhaus in Ludwigshafen vermittelt Dr. Pinnow in einführenden Vorträgen auch jeweils einen geschichtlichen und geographischen Überblick über seine Reiseziele. Ausführliche Mitteilungen über die einzelnen Reisen und Kosten gibt Dr. Heinrich Pinnow gern auf entsprechende Anforderung.

Unser Caroliner Paul Zahl, 403 Ratingen, Fichtestraße 8, schreibt uns aus besonderem Anlaß folgendes:

„Herzliche Bitte eines schwerkriegsbeschädigten Caroliners: Wegen erheblicher Verschlimmerung mußte ich im Sommer 1971 mein Ladengeschäft — es wurde mit Krediten eröffnet — sehr schnell auflösen und verkaufe nunmehr mein großes Warenlager zu günstigen Preisen. Versand auf Bestellung. Zu diesem Warenlager gehören u. a. Puppen (Schildkröt), Ritterburgen, Kaufmannsläden mit Zubehör, Puppenmöbel, Puppengeschirre, Stabo-Cars, Trans-

formatoren und weiteres Stabo-Zubehör, Spielzeug-Autos, Schul-Webrahmen, Bast- und Stroh-Arbeiten, Spiele aller Art, Bagger, Kräne, Indianer-Forts, Plüsch-Tiere, Geschenkartikel f. Erw. z. B. Reise- und Schachspiele, Spezial-Fotoalben, Dokumenten-Mappen in Leder, Schreibmappen, Füller, Feuerzeuge und vieles andere. Bei Bestellung in Höhe von 40,— DM wird porto- und verpackungsfrei geliefert. Für die Bestellung genügt eine Postkarte mit Angabe des Bestellwunsches und bei Spielzeugen Alter und Geschlecht des Kindes. — Vielleicht würde auch ein Mecklenburger oder Caroliner mit ähnlichem Geschäft wie ich es hatte, Teile meines Lagers zu seinen Einkaufspreisen oder günstiger — z. B. ohne Rechnung — übernehmen. Ich würde ihm die Dinge dann mit einem Bekannten ins Haus bringen, insbesondere mein sehr großes Glückwunsch-Kartenlager aller Art und die vielen Schularartikel müßten eine positive Sache für solche Landsleute sein. Vielleicht hast Du unter Deinen Bekannten einige, mit denen man sich in Verbindung setzen kann . . .“

Wir geben diesem Wunsch unseres Paul Zahl hier gern Raum und würden uns freuen, wenn jemand ihm entsprechen könnte.

Frau Anneliese Maerten, geb. Siewert, wohnhaft in Hannover, Baumstraße 5, schreibt uns zu dem Bild vom Schulausflug zur Insel Rügen im Jahre 1924 (Vermischte Beiträge zu Heft 60/61, S. 1): „Auch ich bin im Besitz dieser Aufnahme und denke immer noch gern an die schönen und unbeschwerten Tage zurück. Am Schluß dieser Fahrt entstanden beliebige Verse, vielleicht sind sie von Interesse. Von Ostern 1923 bis Ostern 1925 war ich Schülerin des Lyzeums in Neustrelitz.“

Wir werden diese anspruchslosen Verse, denen der damalige beneidenswerte Preis und das Programm dieses Schulausflugs vorausgeschickt worden sind, voraussichtlich in einem der nächsten Hefte veröffentlichen.

Anschriftenänderungen

Unser Schatzmeister Michel Wolfgang Ludwig ist nach 2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64, verzogen. Sein Postscheckkonto für die zu überweisenden Beiträge ist unverändert Hamburg Nr. 1362 92. — Frau Dr. Erika Grüder, 524 Betzdorf, Freiherr-v.-Stein-Straße 16. — Frau M. L. Buse, 242 Eutin, Ulmenstraße 10. — Fürst zur Lippe, 8831 Schloß Syburg, Post Thalmannsfeld. — Dr. med. Claus-Jürgen Lüders, 1 Berlin 38, Eichenstedter Weg 24a.

Nachtrag

Unser Caroliner, Dr. jur. Hermann Stech, bisher langjähriger stellvertretender Vorsitzender des Präsidiums des Gesamtverbandes der Versicherungswirtschaft, wurde in Baden-Baden zum Nachfolger des verstorbenen Präsidenten der westdeutschen Assekuranz, Ernst Meyer, gewählt. Der 65jährige Hermann Stech ist Vorstandsvorsitzender der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft AG, Hannover, und Aufsichtsratsvorsitzender der Mecklenburgische Lebensversicherung AG.

Verheiratet

Sonnhart Lungfiel, Sohn unseres Caroliners Oberschulrat Lungfiel, mit Ulrike Lungfiel geb. Hesse, 3152 Ilsede-Oelsburg, An der Fuhse 22.

Gestorben

Im gesegneten Alter von 98 Jahren entschlief am 29. März 1972 in Neustrelitz Frau Louise Stahlberg, Mutter von Anni Stahlberg und Frau Käte Kurtztisch, geb. Stahlberg, die beide Schülerinnen unseres Lyzeums gewesen sind.

Caroliner und Freunde, die mit ihren Beiträgen im Rückstand sind, aber die Höhe des Rückstandes nicht mehr genau wissen, mögen sich an unseren Schatzmeister Michel Wolfgang Ludwig, 2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64, wenden. Er gibt gern Auskünfte.